

Harry Kroll (d. i. Werner Leszynski)

## **Mecke macht alles.**

Kriminalroman

Berlin  
Zeitschriftenverlag Aktiengesellschaft  
1935

(Digitalisierung: [Joachim Linder](#) (mit Dank an Jürgen Lull)  
Stand der Korrektur: 23.08.06)

Allfällige Rechteinhaber werden gebeten, sich an mich zu wenden:  
[Kontaktformular](#)

## *1. Kapitel.*

In einfachen aber doch geschmacklosen Buchstaben stand über dem Eingang des Lokals in der Nähe des Bahnhofs Halensee der Name „Café Silberfalter“.

Das Lokal war recht gemütlich, aber die Bezeichnung Café erschien ein wenig zu anspruchsvoll für den kleinen Raum mit seinen zehn Tischen und insgesamt vierunddreißig Stühlen. Zweifellos wäre trotz aller Konzessionen, über die der glückliche Besitzer verfügte, die Bezeichnung „Konditorei“ angebrachter gewesen.

Warum das Café aber den schönen Namen „Silberfalter“ trug, das wußte nicht einmal der bereits eben erwähnte Besitzer, der den Betrieb mit diesem Namen von seinem Vorgänger übernommen hatte.

Zur Zeit, als Fritz Wachtelmann sich durch die Drehtür in das Café hineintreiben ließ, befanden sich dort — es war am frühen Nachmittag — alles in allem sieben Gäste.

Da war erst einmal ein junger Student der Rechte, der das Café aufgesucht hatte, um Zeitungen zu lesen, der stattdessen es aber vorzog, die höhere Tochter zu betrachten, die sich am Nebentische durch einen Berg von Schlagsahne und illustrierten Zeitschriften hindurchwühlte. Er wagte es nicht, sie anzusprechen. Und das war gut so, denn obgleich sie darauf wartete und gern mit dem Jungen geplaudert hätte, wenn es dazu gekommen wäre, hätte sie den Mut verloren und sich — von Kopf bis Fuß große Dame — jede Belästigung verboten. Übrigens wäre der junge Mann auch ohne die Anwesenheit des Mädchens nicht zum Zei-

tunglesen gekommen, denn alle vorhandenen Tageszeitungen hatte ein junger Mann, mit einer Hornbrille auf einer merkwürdig schiefen Nase, mit Beschlag belegt, der den Anschein erweckte, als ob er sich freiwillig nicht von den Zeitungen trennen würde.

Zwei weitere Herren — bereits älteren Jahrgangs — saßen zusammen an einem Tisch und waren damit beschäftigt, sich gegenseitig Waren zu verkaufen, die sie aller Wahrscheinlichkeit nach nie zu Gesicht bekommen hatten, und die auch, falls das Geschäft zu einem glücklichen Abschluß kommen würde, ungesehen weiterverkauft werden würden.

Von den letzten beiden der sieben Gäste war, als Fritz Wachtelmann das Lokal betrat, nur einer sichtbar, ein etwa fünfundzwanzigjähriger Mann, der aussah wie ein Berufsboxer, der sich in seinen Mußestunden mit der Fabrikation von Lyrik befaßt. Auf dem Tisch dieses dichtenden Boxers standen zwei Portionen Kaffee. Die zu der zweiten Portion gehörende Dame bekam Wachtelmann zu sehen, als er die Tür zur Telefonzelle aufriß. Allerdings sah er zunächst nur die Rückenansicht der Dame, da er die Tür bereits wieder mit einer Entschuldigung geschlossen hatte, ehe die Dame Zeit fand, sich umzudrehen.

Fritz Wachtelmann ging zum Büfett und ließ sich Geld wechseln. Als er etwa fünf Minuten — er bildete sich ein, es wären mindestens zehn gewesen — geduldig vor der Zelle gewartet hatte, begann er halblaut Betrachtungen über telefonierende Personen weiblichen Geschlechts anzustellen. Wachtelmann galt allgemein als wohlerzogener und rücksichtsvoller Mann, aber nachdem weitere fünf Minuten vergangen waren, machte er nicht mehr diesen Eindruck. Er lief auf und ab, als befände er sich nicht vor einer Zelle, sondern in einer solchen, womit jetzt allerdings keine Telefonzelle gemeint ist. Es vergingen weitere zwei Minuten, bis Wachtelmann — zum äußersten entschlossen — die Tür aufriß. Er stand vor der leeren Zelle. Zugleich hörte er hinter sich

ein helles Lachen, das er in diesem Augenblick als ausgesprochen unangenehm empfand. Er wollte sich wütend umdrehen, da er aber eitel war und den Eindruck hatte, daß sein Gesichtsausdruck zurzeit nicht allzu geistvoll wirken würde, zog er es vor, in der Zelle zu verschwinden und die Tür hinter sich zuzuziehen, ohne sich umzuwenden. Auf das Mädchen, mit dem er dann telefonierte, machte er zweifellos einen zerstreuten Eindruck. Erst als er das Gespräch beendet hatte, wurde ihm klar, was da vordem geschehen war. Es gab keine andere Lösung, die Dame, die er in der Zelle gesehen hatte, mußte diese verlassen haben, just in dem Augenblick, da er sich am Büfett das Geld besorgt, und er war dann die ganze Zeit vor der leeren Zelle wie ein Irrer auf und ab gelaufen. Mit dieser Erkenntnis kehrte auch seine gute Laune zurück. Er verfügte über eine hinreichende Portion gesunden Humors, um auch einmal auf seine eigenen Kosten lachen zu können. Als er die Zelle verließ, fiel sein Blick auf die Dame aus der Telefonzelle. Einen Augenblick lang sahen er und das junge Mädchen am Tische des dichtenden Boxers sich lächelnd an. Einen Augenblick nur, aber dieser genügte, um ihn zu veranlassen, entgegen seiner ursprünglichen Absicht im Café zu bleiben und an einem Tisch Platz zu nehmen, von dem aus er das Mädchen sehen konnte.

Zu seinem großen Kummer erhob sich das Paar und verließ das Lokal, gerade als der Kellner Fritz ihm das bestellte Kirschwasser gebracht hatte. Jetzt hatte er keinerlei Grund mehr, im „Café Silberfalter“ zu bleiben, aber er hatte das Gefühl, daß er an diesem Nachmittag doch nicht mehr zum Arbeiten kommen würde, und da er mit dem Mädchen, mit dem er telefonierte, erst für sieben Uhr verabredet war, blieb er sitzen. Er begann mit dem Kellner ein Gespräch und fragte beiläufig nach dem Paar, das soeben das Lokal verlassen hatte. Die beiden wären häufig im „Café Silberfalter“, erfuhr er, aber mehr wußte der Kellner selbst nicht, das Interesse Wachtelmanns an einer Fortsetzung des Ge-

sprächs erlosch, und der Kellner war feinfühlig genug, seinerseits nicht darauf zu bestehen.

Wachtelmann dachte an das Mädchen zurück, das ihm vorhin beim Verlassen des Lokals noch einmal zugelächelt hatte. Überaus reizvoll war ihm dieses Lächeln erschienen. Wie famos auch diese ein wenig vollen Lippen und die kleinen braunen Augen aufeinander abgestimmt waren. Richtige Rehaugen, stellte der Pianist bei sich fest.

Wenn ich Maler wäre, dachte er, dann würde ich diese Augen malen und diese Lippen und weiter nichts, und ich würde allein damit ihre ganze Persönlichkeit einfangen.

Nun, ein Maler war Wachtelmann keineswegs, er war Pianist und hatte sich grade in den letzten Wochen durch einige erfolgreiche Konzerte einen guten Namen zu schaffen gewußt, aber es hatte einmal eine Zeit gegeben, in der er viel und gerne gezeichnet hatte. Freilich war es dabei immer Glückssache gewesen, ob es ihm gelang, auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem darzustellenden Gegenstand zu erzielen.

Jetzt wollte er es wieder einmal versuchen. Einen Bleistift hatte er, Papier benötigte er nicht, da er erfahrungsgemäß wußte, daß auch Marmortischplatten beschmiert werden können.

Bald befand sich auf seiner Tischplatte in sechsfacher Ausführung das Bild von zwei Lippen und zwei dazugehörigen Augen. Die zuletzt angefertigte Zeichnung gefiel ihm zunächst recht gut, nach einiger Zeit fand er aber, daß die Augen doch ein wenig zu weit auseinander standen. Also mußte es ein siebentes Mal versucht werden. Dem stand entgegen, daß sein Bleistift verschwunden war. Nach einigem vergeblichem Suchen stand es für ihn fest, daß der Stift sich nur in dem Spalt zwischen Lehne und Sitz seines Sessels befinden könnte. Er suchte an diesem

Platze mit seinen beiden Händen und fand wirklich mit seiner Linken den gesuchten Stift. Zugleich geriet aber in seine Rechte ein kleines Notizbüchlein, das er zuerst achtlos beiseite legen wollte. Erst nachdem vier weitere Porträts des Mädchens mit den Rehaugen die Tischplatte zierten, griff er zu dem Notizbuch.

Er stellte fest, daß es sich um einen Taschenkalender des vergangenen Jahres handelte. Gedankenlos blätterte er in dem Kalender. Den Kennzeichen der Kraftfahrzeuge und den Tabellen der Feiertage konnte er ebensowenig Interesse abgewinnen, wie den Angaben über Maße und Gewichte. Im eigentlichen Kalenderteil befanden sich keinerlei Eintragungen, und erst die unbedruckten Seiten am Schluß des Kalenders waren beschrieben. Zunächst war da eine Seite, die in drei Spalten lange Reihen von Zahlen trug. Wachtelmann erkannte, daß es sich dabei um die Buchführung einer ausgedehnten Skatpartie handeln mußte. Er stellte fest, daß im Verlaufe dieser Partie ein Herr M. an einen Herrn B. etwas über drei Mark verloren hatte, während ein Herr G. mit dem Verlust von zwanzig Pfennig davongekommen war.

Wachtelmann blätterte weiter. Jetzt wurde die Geschichte geheimnisvoll und komisch zu gleicher Zeit. Es kamen zehn Seiten mit Eintragungen, aus denen er sich trotz eifriger Bemühungen auf keine Weise ein Bild zusammenreimen konnte.

Die erste Seite sah so aus: C h e m n i t z.

Frieda Gumpel, Kater May.

Ludwig Kümme, Schottenwitz und Kriegserlebnisse.

Paul Witte, lebt die Großmutter noch?

Else Poetsch, Lilian Harvey und Willy Fritsch.

Martha Schneck, singt Kiepora wieder? Streng katholisch.

A. Sykowski, wieviel Junge hat Juno?

Heinrich Althertum, Franzosen, Schweden und Gicht.

Max Klögel, Anekdoten und Steuern.

Wanda Ritter, lange Kleider.

Minna Metzger, Hans Albers gesehen.

Es dürfte genügen, hier diese erste Seite wiederzugeben, wenn zugleich verraten wird, daß die andern neun Seiten keineswegs verständlicher erschienen. Alle begannen sie mit einem Städtenamen, auf dem eine Reihe einzeliger, anscheinend stets mit einem Namen beginnender Notizen folgte.

Fritz Wachtelmann sah sich vor einem Rätsel, um dessen Auflösung er sich, ohne dabei das Mädchen mit den Rehaugen zu vergessen, vergeblich bemühte, bis er durch einen Blick auf seine Uhr feststellen mußte, daß es für ihn höchste Zeit geworden war, nach Hause zu gehen und sich umzuziehen, wenn er die bei seinem denkwürdigen Telefongespräch getroffene Verabredung einhalten wollte.

## *2. Kapitel.*

Fritz Wachtelmann war für den Abend zu einem kleinen Fest eingeladen bei Bekannten, bei denen im allgemeinen gut gegessen und getrunken wurde. Obwohl er das wußte, wäre er wohl nicht hingegangen, wenn er nicht bei seinem Telefongespräch aus dem „Cafe Silberfalter“ festgestellt hätte, daß sich unter den Eingeladenen auch die junge Dame befand, mit der er gesprochen hatte, eine junge Sängerin, mit der er gerne zusammen war. Die beiden waren sich im klaren darüber, daß sie ihre Einladung nur dem Umstände zu verdanken hatten, daß die Gastgeber ihren Gästen als Nachtisch etwas ernste Musik zu servieren beabsichtigten. Er hatte am Telefon erfahren, daß die Sängerin auch geladen war, und hatte ihr vorgeschlagen, abzusagen und zusammen auszugehen.

Sie war einverstanden gewesen, man hatte sich aber nicht darüber einig werden können, wohin man gehen könnte, und da hatte die Sängerin lachend vorgeschlagen, zunächst einmal bei den Leuten, die sie eingeladen hatten, gut zu essen. Sie beschlossen also, doch auf dem Feste zu erscheinen, nach Tisch aber, wenn man sie beiläufig auffordern würde zu musizieren, ganz überrascht zu tun und zu erklären, daß sie mit dieser Möglichkeit gar nicht gerechnet hätten und unvorbereitet, nicht in Stimmung wären. Sie waren fest entschlossen, den braven Gastgebern für ihr Essen nichts zu liefern. Sie stellten sich das recht amüsant vor, schließlich konnten sie später immer noch das Lokal wechseln, wenn es ihnen nicht mehr gefiel.

Es wurde ein netter Abend. Alles kam, wie sie es erwartet hatten, die Gastgeber waren schwer beleidigt, und Fritz Wachtelmann nebst Partnerin freuten sich herzlich darüber. Schließlich wollten die Gastgeber



nicht so tun, als läge ihnen an ihrer Gesellschaft, wenn sie sie nur als billige Attraktionen eingeladen hatten. Was die beiden übrigens nicht erwartet hatten, war, daß sie unter den Gästen einige fanden, die für ihr Verhalten volles Verständnis zeigten und sich mit ihnen freuten. Sie hatten daher, zumal eine ausgezeichnete Tanzkapelle vorhanden und der Sekt wirklich gut war, gar nicht das Bedürfnis, noch ein anderes Lokal aufzusuchen und blieben bis etwa zwei Uhr auf dem Ball.

Im Tanzsaal fanden sie mit zwei anderen Paaren eine gemütliche Ecke, und wenn nicht gerade getanzt wurde, gab es eine angeregte Unterhaltung. Im Laufe dieser Unterhaltung fiel Wachtelmann der Notizkalender ein, den er bei sich hatte. Er erzählte davon und zeigte das Büchlein herum. Sein Nachbar, ein Mediziner mit netten, verträumten Augen, verriet ein besonderes Interesse für die geheimnisvollen Eintragungen, konnte damit allerdings ebensowenig anfangen wie die andern. Alle waren sich aber darüber einig, daß es sich um eine Chiffre-Schrift handeln müsse, und alle bemühten sich redlich, den Schlüssel dazu zu finden. Als sie es aufgaben, erzählte der Mediziner, daß ein Schulfreund von ihm während des Krieges im deutschen Nachrichtendienst tätig gewesen sei und — soweit ihm, dem Mediziner, bekannt war — im besonderen mit Geheim-Codes zu tun gehabt habe. Ihm sei nicht bekannt, erzählte er weiter, was sein Schulfreund — ein Herr Hilgert — zurzeit treibe, er habe ihn aber vor einigen Tagen an einer Straßenbahnhaltestelle getroffen, und da habe Hilgert ihm seine Adresse gegeben und ihn gebeten, ihn in den nächsten Tagen einmal aufzusuchen. Er habe bisher keine Zeit dazu gefunden und würde aller Voraussicht nach auch in den nächsten Tagen nicht dazu kommen. Er schlug daher vor, Wachtelmann möge, mit einer Empfehlung von ihm ausgerüstet, Herrn Hilgert aufsuchen und ihm den rätselhaften Kalender zur Begutachtung vorlegen. Wachtelmann war inzwischen so neugierig geworden, daß er mit Freuden auf den Vorschlag einging. Als er in Begleitung der Sänge-

rin in angeregter Stimmung die Gesellschaft verließ, hatte er die Anschrift des Herrn Hilgert und dazu eine Karte des Mediziners, auf der seinem Schulfreund mitgeteilt wurde, daß der Überbringer der Karte ihm einige Aufzeichnungen vorlegen würde, die ihn ohne Zweifel stark interessieren mußten. Am nächsten Morgen schlief Wachtelmann bis kurz nach zehn. Da es ein Mittwoch war, also der Tag, an dem seine Haushälterin die Wohnung auf den Kopf zu stellen pflegte — sie nannte es Großreinemachen —, war an Arbeiten nicht zu denken, und so machte er sich sogleich nach dem Frühstück auf den Weg zu Herrn Hilgert. Dessen Wohnung befand sich im dritten Stock eines bereits recht wackligen Hauses in Charlottenburg in der Schloßstraße. In der Haustür traf er auf eine mit einer Einkaufstasche bewaffnete Frau, bei der er sich zur Sicherheit erkundigte, ob wirklich ein Herr Hilgert in dem Hause wohne. Es wurde ihm bestätigt. Kaum hatte er das Haus betreten, als die brave Hausfrau zum zweiten Male angesprochen wurde. Ein Straßenhändler, der mit seinem Wagen voller prima Jaffa-Apfelsinen just vor dem Hause des Herrn Hilgert Aufstellung genommen hatte, fragte, zu wem der Herr gewollt habe. Die Hausfrau wunderte sich zwar über die Neugierde des Händlers, hatte aber keinerlei Veranlassung, ihm die Auskunft zu verweigern. Als der Mann erfahren hatte, daß der Besucher nach Herrn Hilgert gefragt habe, ging er langsam und gemächlich um seinen Wagen herum auf die Straßenseite, nahm einen Lappen und wischte auf seiner Preistafel, auf der zu lesen stand, daß zwei Apfelsinen fünfzehn Pfennig kosteten, die Zahl fünfzehn aus und ersetzte sie durch eine zehn.

In dem Hause, das sich dem des Herrn Hilgert genau gegenüber befand, saß währenddessen in einer Kneipe ein gemütlich aussehender, einfach gekleideter Herr mit an den Schläfen leicht ergrautem Haar. Dieser nicht unbelebte Herr hätte, seinem Aussehen nach zu urteilen, der Besitzer der kleinen Kneipe sein können. Er war aber ein Gast, und

der wirkliche Besitzer hatte sich in den letzten Tagen schon mehrfach über diesen Gast den Kopf zerbrochen. Vor einer Woche war er zum erstenmal in seiner Kneipe erschienen, hatte sich still an einen Platz am Fenster gesetzt, von dem aus er die Straße überblicken konnte, und hatte dort jedesmal stundenlang ausgeharrt, ohne sich auf Gespräche irgendwelcher Art einzulassen. Da er keineswegs trocken sitzen blieb, konnte es dem Wirt allerdings gleichgültig bleiben, welchen Umständen er seinen standhaften Gast verdankte. Übrigens pflegte er jedes Getränk sofort nach Empfang zu bezahlen, so daß er, als an dem Apfelsinenwagen, der vor dem gegenüberliegenden Hause stand, die Zahl fünfzehn einer zehn weichen mußte, ohne durch das Zahlen aufgehalten zu werden, das Lokal verlassen konnte. Noch während Fritz Wachtelmann die Treppen zur Wohnung Hilgerts hinaufkletterte, verschwand auch der so gemütlich aussehende Herr im gleichen Haus. Und als er darin verschwunden war, wischte der Händler die zehn auf seiner Preistafel aus und schrieb darauf wieder seine fünfzehn hin, ohne daß der vorübergehende Preissturz aufgefallen wäre.

Ein weibliches Wesen, das nicht rüstiger aussah als das Haus, das sie bewohnte, öffnete auf das Klingeln Wachtelmanns und teilte diesem kurz angebunden mit, daß Herr Hilgert nicht zu Hause sei. Die Tür wurde zugeschlagen, und Fritz Wachtelmann konnte die Treppe wieder hinunterklettern. Schon nach wenigen Stufen traf er auf den Mann, dessen Aufbruch aus der Kneipe des gegenüberliegenden Hauses soeben beschrieben wurde.

Da die Wohnung Hilgerts im obersten Stockwerk gelegen war und sich in jedem Stockwerk nur eine Wohnung befand, vermutete Wachtelmann sofort in dem ihm Entgegenkommenden Herrn Hilgert. Allerdings hatte er sich ein früheres Mitglied des Nachrichtendienstes kaum so vorgestellt. Er fand, der Mann sah ungefähr so aus, wie er sich den

ihm persönlich unbekanntem Kritiker eines Abendblattes vorgestellt hatte, eines Abendblattes, in dem er stets besonders wohlwollende Kritiken gehabt hatte. Der so gütig lächelnde Mann sah aus wie ein Weihnachtsmann ohne Bart, stellte Fritz Wachtelmann bei sich fest.

„Wollen Sie zu mir?“ sprach ihn der Weihnachtsmann freundlich an.

„Ich weiß ja nicht wer Sie sind?“

„Hilgert ist mein Name.“

„Dann will ich allerdings zu Ihnen,“ erklärte Wachtelmann, stellte sich vor und holte sein Empfehlungsschreiben aus der Tasche, das der Weihnachtsmann schnell überflog.

Wachtelmann holte das Notizbüchlein hervor.

„Hoffentlich komme ich Ihnen nicht ungelegen,“ fing er an; er kam aber mit seinen Phrasen nicht weiter, denn, während sie noch auf der Treppe waren, öffnete sich die Tür zur Wohnung des Herrn Hilgert und das schon erwähnte weibliche Wesen trat erneut in Erscheinung. Die beiden Herren auf der Treppe wurden mißtrauisch gemustert und dann angebrüllt:

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Herr Hilgert nicht zu Hause ist!“

Schon flog die Tür wieder zu. Sprachlos starrte Wachtelmann auf seinen Begleiter, der ihm jetzt auf einmal weder dem Weihnachtsmann noch dem von ihm so verehrten Kritiker zu gleichen schien. Der Mann lächelte zwar immer noch, aber gütig war das Lächeln nicht mehr. Ehe Fritz Wachtelmann seine Sprache wiederfand, hatte er die Faust seines Begleiters am Kinn, und das merkwürdige daran war, daß er kein Aus-

holen zu dem Schlage gesehen hatte. Aber das sollte ihm erst etwas später zum Bewußtsein kommen, denn für eine kurze Zeitspanne war bei ihm jedes Denken ausgeschaltet.

### *3. Kapitel.*

Als Fritz Wachtelmann wieder zu sich kam, lag er nicht gerade übertrieben bequem auf dem Treppenabsatz und hatte ein unangenehmes Gefühl am Kinn. Es dauerte einige Augenblicke, bis er einigermaßen klar denken konnte. Er hatte ziemlich viel bares Geld bei sich, da war es naturgemäß das erste, daß er nach diesem sah. Zu seiner Überraschung war das Geld noch vorhanden.

Erst als er sich bereits erhoben hatte und sich anschickte, aufzubrechen, fiel ihm der kleine Kalender ein, und er mußte feststellen, daß dieser fehlte. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß man ihn niedergeschlagen haben sollte, lediglich um sich dieses unscheinbare, abgegriffene und schmutzige Ding anzueignen. Er suchte noch ein Weilchen sorgfältig auf der Treppe, aber der Kalender war und blieb verschwunden.

Da Wachtelmann keineswegs Lust hatte, noch einmal die freundliche Dame wiederzusehen, die das Hilgertsche Heim hütete, machte er sich reichlich ratlos und niedergeschlagen — im wahrsten Sinne des Wortes — auf den Heimweg.

Ihm folgte treu und brav ein junger Mann mit einer Hornbrille und einer merkwürdig schiefen Nase. Dieser junge Mann hatte sich kurz zuvor mit dem Obsthändler unterhalten, der vor dem Hause Hilgerts fei-

ne prima Jaffa-Apfelsinen an den Mann zu bringen versuchte.

Wachtelmann hatte seine Gedanken noch immer nicht ganz beisammen, sonst hätte er sich wohl kaum am Tage des Großreinemachens nach Hause gewagt. Seine Haushälterin sah ihn entgeistert an, als er, ohne ein Wort zu sagen, in der Wohnung auftauchte und sofort im Badezimmer verschwand.

Zehn Minuten unter der Brause taten Wunder, und als er — über allerlei Läufer stolpernd — sein trautes Heim verließ, hatte er bereits ein freundliches Wort für seinen Haustyranen.

Wachtelmann nahm sich eine Taxe und ließ sich nach Zehlendorf fahren. In gebührendem Abstand folgte ihm eine zweite Taxe, in der sich der Mann mit der Hornbrille befand. Das Ziel der Fahrt war ein kleines Häuschen in der Burggrafenstraße, an dessen Eingang zu lesen war, daß hier der Zivilingenieur W. A. Golle seine Zelte aufgeschlagen hatte.

Der Pianist mußte, nachdem er geklingelt hatte, eine ganze Weile warten, ehe ihm ein kleines, mageres Männlein öffnete.

„Tag, Kuppelt,“ begrüßte Wachtelmann das Männlein. „Herr Golle zu Hause?“

„Nee, is zum Patentamt. Kommt vor zehne sicher nicht retour,“ lautete die Antwort.

„Gibt's was Neues?“ fragte der Pianist weiter.

„Doch,“ antwortete das Männlein, „die große Röhre is in Betrieb. Mal sehen?“

„Danke,“ sagte Fritz Wachtelmann und ergriff die Flucht. Er hatte seine

Taxe bezahlt, und diese war bereits verschwunden. So ging er zu Fuß zum Bahnhof Zehlendorf-Mitte. Inzwischen war er bereits wieder soweit ins Gleichgewicht gekommen, daß er einen ausgewachsenen Appetit verspürte und ein Restaurant in der Nähe des Bahnhofs aufsuchte.

Der Mann mit der Hornbrille betrat nach ihm das Lokal und verschwand in der Telefonzelle.

„Hier spricht Pot,“ meldete er sich, als das Fräulein vom Amt ihn verbunden hatte. „Es klappt. Ich habe seine Adresse. Und ich habe noch Wichtigeres: Er war bei Golle.“

Wachtelmann beschloß, den Mediziner aufzusuchen, dem er die Adresse des Herrn Hilgert verdankte, aber er hatte an diesem Tage nicht viel Glück mit seinen Besuchen. Der Mediziner arbeitete am Krankenhaus Friedrichshain, und als Wachtelmann dort eintraf, war der Mann gerade mit den Vorbereitungen zu einer Operation beschäftigt, so daß Wachtelmann ihn nur kurz am Haustelefon sprechen konnte. Der Pianist teilte ihm in aller Eile den Erfolg seines Besuches in der Schloßstraße mit, und daraufhin wurde für den nächsten Morgen ein gemeinsamer Besuch bei Hilgert verabredet.

Für den Mann mit der Hornbrille war es nicht so leicht gewesen, den Weg zum Friedrichshain zu finden, da Wachtelmann mehrfach das Beförderungsmittel gewechselt hatte. Erst hatte er die Wannseebahn bis zum Potsdamer Bahnhof genommen, dann hatte er bis zum Alexanderplatz die Untergrundbahn gewählt und erst für die letzte Strecke eine Taxe benutzt. Der Mann mit der Hornbrille schien aber kein Anfänger zu sein, wenigstens fuhr seine Taxe unmittelbar hinter der des Pianisten vor dem Krankenhaus vor, und er wußte auch jetzt sofort, was zu tun war. Er stürzte zum nächsten Telefonautomaten und erbat sich auf schnellstem Wege Unterstützung. Denn es war für einen alleinstehen-

den jungen Mann ein Ding der Unmöglichkeit, zu gleicher Zeit den Ausgang des Krankenhauses nach dem Friedrichshain und den nach der Frankfurter Allee im Auge zu behalten.

Fritz Wachtelmann, der sich der Hoffnung hingab, daß seine Behausung inzwischen — es war schon etwa vier Uhr geworden — einigermaßen bewohnbar geworden war, beschloß, zu Fuß zum Alexanderplatz zu gehen und von dort mit der Stadtbahn nach Hause zu fahren. Seine Laune hatte sich inzwischen in überaus erfreulichem Maße gebessert, er piff irgendeinen Blödsinn vor sich hin, als er eine ihn überraschende Begegnung hatte. Er traf keinen andern als den Weihnachtsmann, der ihm am Morgen in so überraschender Weise den geheimnisvollen Kalender abgenommen hatte.

Der Weihnachtsmann kam ihm, anscheinend tief in Gedanken versunken, entgegen und schien ihn erst zu bemerken, als die beiden sich bis auf etwa fünf Meter genähert hatten. Als der Weihnachtsmann aufblickte und sein Gegenüber erkannte, fuhr er zusammen, sah sich hilflos um und bog dann scharf nach links ab. Er befand sich in diesem Augenblick vor dem Eingang einer Destille, und anscheinend wußte er sich in seiner Verlegenheit keinen andern Rat, als sich in die Kneipe zu flüchten.

Wachtelmann zögerte keinen Augenblick, dem Manne zu folgen. Als er die vier Stufen, die zum Eingang des Lokals führten, hinabgestiegen war und die Tür hinter sich zugezogen hatte, sah er den Weihnachtsmann an der Theke stehen, wo er mit dem unmäßig dicken Wirt verhandelte.

Wachtelmann und der Weihnachtsmann schienen die einzigen Gäste zu sein. Wachtelmann nahm neben dem Weihnachtsmann Aufstellung und wartete ab, wie dieser auf seine Anwesenheit reagieren würde.



Der Mann sah wieder herzerfrischend harmlos und gemütlich aus und schien zunächst von seinem Nachbarn keinerlei Notiz zu nehmen. Er bestellte beim Wirt irgendein warmes Gericht, der Wirt erzählte etwas von einem „kleinen Augenblick“ und verschwand von der Bildfläche, nachdem er vor dem Weihnachtsmann vier leere Schnapsgläser aufgestellt hatte.

Als wäre es etwas Selbstverständliches, nahm der gemütliche Herr, indem er sich über die Theke neigte, eine Flasche Kognak aus dem Eisbehälter, füllte die vier Gläser und schob eins davon stillschweigend seinem Nachbarn zu, während er selbst ein zweites ergriff,

mit einem Zuge austrank und aufs neue füllte.

„Bitte,“ ermunterte er seinen Gast.

Dieser war einigermaßen aus der Fassung geraten und fing an, irgend etwas zu murmeln, kam aber nicht weit, da er durch das Eintreffen neuer Gäste unterbrochen wurde. Es erschienen zwei Männer, die weit weniger gemütlich aussahen als der Spender des Kognaks. Der eine der beiden war der Mann mit der Hornbrille auf der schiefen Nase.

Die beiden neuen Gäste traten zu den bereits Anwesenden mit einem freundlichen Gruß und wandten sich den für sie bereitstehenden Gläsern zu.

Fritz Wachtelmann begann nach der Tür zu schielen, was anscheinend seinem Gastgeber nicht verborgen blieb. Zumindest sah dieser seinen Gast freundlich an, als er sich bei einem der beiden neu Hinzugekommenen erkundigte, ob ein gewisser Paul draußen auf seinem Posten sei, und ob es angebracht sei, besagtem Paul eine Kleinigkeit zum Trinken hinauszubringen. Nach kurzer Debatte kam man zu der Überzeugung,

daß Paul eigentlich schon genug getrunken hätte, daß es auch entschieden auffallen müßte, wenn er mit irgendwelchen Flaschen bewaffnet draußen auf und ab patrouillieren würde.

Wachtelmann konnte die Trockenlegung Pauls ziemlich gleichgültig bleiben, wesentlich stärker berührte ihn schon die Tatsache, daß sein Rückzug anscheinend abgeschnitten war.

Langsam aber sicher wurde er klar darüber, daß er in die Defensive gedrängt worden war. Da er die Kneipe recht angriffslustig betreten hatte, bereitete ihm die Umstellung einige Schwierigkeiten. Als sie aber vollzogen war, hatte er sich wieder leidlich in der Gewalt. Immerhin hatte er jetzt die Hoffnung zu erfahren, in was für eine merkwürdige Geschichte er da hineingeraten war. Er trug Sorge, daß seine Hände bereit waren, einer etwaigen Wiederholung des Angriffs vom gleichen Morgen zu begegnen, im übrigen beschränkte er sich darauf, die nächsten Züge seiner Gegner abzuwarten.

Der Weihnachtsmann eröffnete das Spiel.

„Warum trinken Sie nicht?“ fragte er kurz, ohne seinen Nachbar anzusehen.

„Ich kann mir nicht denken, daß es hier etwas Anständiges gibt,“ lautete die hochmütige Antwort.

Schweigend griff der Weihnachtsmann zu der Flasche, aus der er eingeschenkt hatte, und hielt sie dem Pianisten vor die Nase. Es war ein wirklich guter alter französischer Kognak.

Wachtelmann hatte wieder etwas von seiner Sicherheit eingeübt und trank schweigend sein Glas aus. Er trank auch noch zwei weitere Gläser, die ihm bereitwilligst eingeschenkt wurden. Als der freigebige

Gastgeber das vierte Glas füllte, ließ er sich zu einer Erklärung herab:

„Ich Sorge schon dafür, daß es dort, wohin ich komme, etwas Anständiges zu trinken gibt.“

Die Zechgenossen standen schweigend vor ihren Gläsern und rauchten. Der Weihnachtsmann bot dicke Zigarren an.. Während die andern von diesem Angebot Gebrauch machten, hielt Fritz Wachtelmann sich an seine eigenen Zigaretten. Lieber hätte er zwar eine Zigarre geraucht, aber in seinem Kopf spukte es bereits von Betäubungsversuchen und allem möglichen, und so zog er es vor, nur seine eigenen Rauchwaren zu genießen.

Von dem, was die vier zusammengeführt hatte, wurde noch immer nicht gesprochen, obschon sie etwa zehn Minuten zusammenstanden. Anscheinend gehörte es zur Taktik der Gegner Wachtelmanns, ihn durch ein Hinauszögern der Entscheidung mürbe zu machen. Und fast wäre ihnen das gelungen. Wachtelmann war mehrfach nahe daran, herauszuplatzen und seine Begleiter anzubrüllen, obwohl er sich fest vorgenommen hatte, sich abwartend zu verhalten. In seiner Aufregung, die er nur mit Aufbietung aller Kräfte verbergen konnte, trank er noch einige Male sein Glas aus. Und dieses Trinken hatte die von den andern sicher nicht beabsichtigte Wirkung, daß er wieder Oberwasser gewann. Mit einem Male, ohne erkennbaren Übergang, machte ihm die ganze Angelegenheit einen Heidenspaß. Er fühlte, daß man darauf wartete, daß seine Geduld sich erschöpfen würde, und er wußte zu gleicher Zeit, daß man jetzt vergeblich darauf warten würde, und dieses Warten gab ihm ein im Grunde genommen völlig unberechtigtes Überlegenheitsgefühl. Er konnte auch feststellen, daß seine zunehmende Sicherheit keineswegs verborgen blieb, er konnte feststellen, wie jetzt das sonderbare Dreigespann unruhig wurde, und das war wieder ein Grund, sein Sicherheitsgefühl weiter wachsen zu lassen.

„Kann man nicht zwischendurch ein Glas Bier haben?“ erkundigte er sich höflich.

Sein Gastgeber beeilte sich, ihm ein großes Glas einzuschenken. Wachtelmann sah den Blick, den der Weihnachtsmann dabei seinen Gefährten zuwarf, und erkannte sofort, daß jetzt beschlossen war, eine neue Taktik einzuschlagen. Jetzt sollte er betrunken gemacht werden. Wachtelmann glaubte, daß dieser Plan nicht gelingen würde, trotzdem er zu diesem Zeitpunkt wohl wirklich nicht allzu weit von diesem Zustand entfernt war. Er erklärte, als er sein Bier getrunken hatte, freundlich:

„Ich fühle mich nämlich erst richtig wohl, wenn ich so viel durcheinandertrinke, daß jemand mit einem schwächeren Magen davon längst hinüber wäre.“

Diese harmlose Bemerkung veranlaßte den Weihnachtsmann, sich seinem Nachbarn voll zuzuwenden und zu fragen: „Wieviel wollen Sie?“

Jetzt sah der Mann wieder einmal gar nicht gemütlich aus.

„Oh,“ antwortete Wachtelmann sanft, „noch zwei — drei Gläser, denke ich.“

Ehe der Weihnachtsmann erneut das Wort ergriff, fegte er mit seinem Ärmel die Gläser von der Theke herunter.

„Geben Sie mir eine vernünftige Antwort!“ brüllte er.

„Kognak gibt keine Flecken,“ bemerkte Wachtelmann, der zu seinem Bedauern festgestellt hatte, daß sein Partner sich bei dem Angriff auf die Gläser bespritzt hatte.

Der Weihnachtsmann fuhr mit seiner Rechten in die Tasche, und als

die Hand wieder zum Vorschein kam, konnte Fritz Wachtelmann einen niedlichen kleinen Schlagring bemerken. Das veranlaßte ihn, mit einer eleganten Flanke über die Theke zu setzen. So hatte er den Rücken durch einige Regale mit Flaschen gedeckt und zwischen sich und seine Gegner die Theke gebracht.

Die Springerei beunruhigte seine Gegner sichtlich.

„Machen Sie keinen Quatsch,“ erklärte der Weihnachtsmann. „Ich habe mich mit Ihnen hier nicht getroffen, um mich zu prügeln, sondern um ein Geschäft abzuschließen.“

„Was ist das für ein Geschäft?“

„Das werden Sie sich doch denken können.“

„Wissen Sie,“ erklärte Wachtelmann, „ich habe so viel Geschäfte laufen, daß ich wirklich nicht weiß, welches Sie im Auge haben.“

„Golle,“ erklärte der andere kurz.

Wachtelmann hatte Mühe, seine Verblüffung zu verbergen.

„Was wissen Sie von Golle?“ fragte er im Tone eines Untersuchungsrichters.

„Daß Sie heute bei ihm waren. Das genügt uns. Es war uns sehr interessant, das durch Sie zu erfahren. Bis heute wußten wir nicht, wer der geheimnisvolle Erfinder ist. Wir wußten nur, daß Hilgert Nachricht von ihm erwartet. Daher unser Interesse für Sie und für das, was Sie Hilgert zu überbringen hatten.“

Wachtelmann begann vergnügt zu pfeifen. Langsam schien Licht in die

mysteriöse Angelegenheit zu kommen. Jetzt, wo die Verhandlung so schön in Gang gekommen war, glaubte er, auf seine Deckung verzichten zu können, und eine Wiederholung seiner Turnübung brachte ihn wieder zurück auf die andere Seite der Theke. Die Flanke fiel wieder so elegant aus, wie sie ihm im nüchternen Zustande kaum geglückt wäre.

„Und jetzt wollen Sie mir wahrscheinlich meinen Kalender mit vielem Dank zurückgeben,“ fing er bescheiden an.

„Im Gegenteil,“ erklärte die Gegenseite, „jetzt werden Sie uns den Schlüssel dazu geben.“

„Meinen Hausschlüssel?“

„Lassen Sie die Witze. Sonst kommen wir nicht weiter. Ich will ganz offen mit Ihnen reden. Wir haben bis heute nicht gewußt, wer der Erfinder ist. Wir waren zwar auf Golle aufmerksam geworden, weil er das hier in Frage kommende Gebiet bearbeitet – aber schließlich gibt es mehr Leute in Deutschland, die das tun, und wir waren eigentlich zu der Überzeugung gekommen, daß Golle mit unserer Angelegenheit nichts zu tun hat. Ihr vergeblicher Besuch heute hat uns eines Besseren belehrt. Wir sind Ihnen natürlich sehr verbunden, daß Sie uns diese Kenntnisse verschafft haben, auch für den kleinen, schmutzigen Kalender sind wir Ihnen zu Dank verpflichtet. Wir haben sofort unsere Experten auf die Chiffre gehetzt. Die Brüder haben aber bisher keinerlei Anhaltspunkte, wie das verdammte Zeug zu entziffern ist. Früher oder später werden sie sicher dahinterkommen, ich habe aber den Eindruck gewonnen, daß wir jetzt keine Zeit mehr zu verlieren haben. Daher diese Unterredung. Ich wiederhole meine Frage: Wieviel verlangen Sie für den Code?“

Wachtelmann konnte sich nicht helfen, er mußte lachen, laut lachen, so

laut, wie er es lange nicht fertiggebracht hatte. Die Gegenseite nahm dieses Gelächter keineswegs freundlich auf. Zwar blieb der Schlagring diesmal in der Tasche, aber es war offensichtlich, daß das Gelächter als eine Ablehnung des soeben gemachten Angebotes gewertet wurde.

„Können Sie sich vorstellen, was Ihnen blüht, wenn wir nicht einig werden?“

„Vermutlich werden Sie mich durchsuchen?“ riet Wachtelmann.

„Wenn wir nicht überzeugt davon wären, daß Sie keinen schriftlich fixierten Code bei sich haben, dann hätten wir uns nicht so lange mit Ihnen unterhalten.“

„Was beabsichtigen Sie dann also?“

„Wir werden uns gezwungen sehen, Sie nach den modernsten Methoden zu verhören.“

„Foltern?“

„Das ist ein Wort, das ich gerne vermeide. Aber es trifft die Sache ganz gut.“

„Und damit glauben Sie ans Ziel zu kommen?“

„Wir hoffen. Aber auch wenn das nicht klappt, eins steht fest, daß wir Sie nämlich nicht frei herumlaufen lassen dürfen, solange unser kleines Geschäft nicht zum Abschluß gekommen ist. Auf jeden Fall möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken, wenn wir nicht handelseinig werden.“

Vielleicht hätte Fritz Wachtelmann sich jetzt noch aus der Affäre ziehen können, wenn er verraten hätte, wie er zu dem mysteriösen Notizkalen-

der gekommen war. Aber ihn ritt der Teufel: Obwohl ihm so ganz langsam doch der Ernst der Situation zum Bewußtsein kam, gab er das Spiel nicht auf.

„Woraus entnehmen Sie.“ wollte er wissen, „daß ich den Code überhaupt kenne? Ist es nicht vielleicht naheliegender anzunehmen, daß ich lediglich die Statistenrolle des Nachrichtenübermittlers spiele, ohne näher eingeweiht zu sein?“

„Auch das wollen wir Ihnen noch erzählen,“ erhielt er zur Antwort. „Wir wissen nur zu genau, wie gut es Golle bisher verstanden hat, sein Geheimnis zu wahren. Wir wissen sehr wohl, daß von all den Leuten, die bisher in Golles Auftrag handeln oder verhandeln mußten, keiner eine Ahnung hatte, in wessen Auftrag er das tat. Sie erhielten also Ihre Weisung auf dem Wege über Mittelspersonen, so daß es uns unmöglich erschien, an den Erfinder selbst heranzukommen. Wenn Sie, mein verehrter Herr, in direkter Verbindung mit Golle stehen, dann dürfen wir daraus wohl entnehmen, daß wir die Ehre haben, einen der prominentesten Vertreter der Gegenseite vor uns zu sehen. So und jetzt geben wir Ihnen genau fünf Minuten Zeit, um uns ein Angebot zu machen.“

Übertrieben wohl fühlte der Pianist sich jetzt nicht mehr, und nachdem die ersten drei Minuten der ihm bewilligten Bedenkzeit verstrichen waren, hatte sich sein Befinden in keiner Weise gebessert. An eine Flucht war kaum zu denken: Drei kräftige Kerle hatte er vor sich, einen wußte er auf der Straße in Reserve, und der Wirt, der nach seiner Unterredung mit dem Weihnachtsmann nicht wieder zum Vorschein gekommen war, gehörte ohne Zweifel mit zu der Bande.

„Heiß hier,“ stellte er fest.

„Wird vielleicht noch besser,“ beruhigte ihn der Weihnachtsmann und



setzte hinzu: „Sie haben jetzt noch genau neunzig Sekunden.“

In diesem Augenblick wurde von der Straße her herzerfrischender Gesang vernehmbar. Eine zwar laute und aufdringliche, aber keineswegs wohllautende Stimme sang das schöne Lied von der Liebe der Matrosen. Aus der Art, wie dieser Gesang von seinen drei Partnern aufgenommen wurde, konnte Wachtelmann unschwer entnehmen, daß es der Posten auf der Straße war, der draußen sang, und er konnte weiter entnehmen, daß der Mann nicht aus überschäumender Lebensfreude das Lied angestimmt, daß es sich vielmehr nur um ein verabredetes Signal handeln konnte.

„Was hat denn das kleine Paulchen?“ erkundigte er sich höflich.

Ehe er eine Antwort erhalten konnte, öffnete sich die Tür und zwei Männer betraten das Lokal, von denen der eine an seiner Kleidung als Schofför zu erkennen war, während der andere aussah wie ein Schlachtermeister aus der Provinz.

„Könönse fünf Emm kleen machen?“ fragte der Schofför, der ebenso wie der Begleiter auf den Pianisten überaus sympathisch und beruhigend wirkte.

Ebenso beruhigend wirkten die auf der Straße sichtbar werdenden Beine zweier weiterer Personen, die nicht mit in das Lokal hinuntergeklettert waren.

„Geht zu machen,“ antwortete Wachtelmann dem Schofför und fragte: „Werden Sie frei?“

Als der Schofför ihm freudig überrascht zugnickt, fügte er hinzu: „Gibt 'ne anständige Fuhre!“

Wachtelmann nickte den im Lokal Zurückbleibenden freundlich zu und stieg mit dem Schofför und dessen Begleiter hinauf auf die Straße. Hier versuchte er zunächst, dem Schofför, der seinen drei Fahrgästen auf ihre fünf Mark nicht herausgeben konnte, zu helfen.

Zu seinem Bedauern mußte er feststellen, daß er selbst auch nicht über hinreichend Kleingeld verfügte.

„Wieviel haben die Herren zu zahlen?“ fragte er den Schofför.

„Eins dreißig!“

„Meine Herren,“ wandte Wachtelmann sich jetzt an die drei überraschten Fahrgäste, „ich brauche dringend einen Wagen und bin Ihnen dankbar, daß Sie mir diesen hier hergeführt haben. Darf ich mir erlauben, Ihre Zeche zu übernehmen?“

„Wenn's sein muß,“ antwortete ihm der Mann, der mit im Kellerlokal gewesen war, lächelnd, „wir sind keine Spielverderber.“

„Der Herr dort ist anderer Meinung,“ behauptete Wachtelmann, indem er freundlich auf den inzwischen auch auf die Straße getretenen Weihnachtsmann zeigte.

„Fahren Sie mich so schnell wie möglich zum Polizeipräsidium,“ forderte er dann mit erhobener Stimme den Schofför auf.

Dieser setzte überrascht seinen Wagen in Bewegung. Diesmal war es keine freudige Überraschung, denn unter einer großen Fuhre pflegte er sich etwas anderes vorzustellen als die Fahrt zu dem nur wenige Minuten entfernten Präsidium. Aber bereits an der nächsten Ecke sollte der Mann angenehm enttäuscht werden, als Wachtelmann ihm mitteilte, er hätte es sich anders überlegt, er wolle nicht zum Präsidium, sondern

statt dessen nach Halensee zum „Café Silberfalter.“

#### *4. Kapitel*

W. A. Golle war ohne Zweifel eine auffallende Erscheinung mit seinem dichten rotbraunen Vollbart, der zu seinem wesentlich dunkleren und gar nicht roten Kopfhaar und seinen Augenbrauen einen merkwürdigen Kontrast bildete. Er hatte sich seinen schönen Bart stehen lassen, lediglich um eine Bekannte bei ihrer Rückkehr von einer mehrmonatigen Reise damit zu überraschen. Das war vor mehreren Jahren gewesen. Jetzt hatte er diese Bekannte längst aus den Augen verloren, den Bart aber noch immer beibehalten. Golle war groß und schlank, hatte klare, blaue Augen und war bei den Frauen fast ohne Ausnahme gern gesehen — wegen des Bartes, sagten seine Freunde — trotz des Bartes, sagten die Frauen.

„Was Neues, Ruppelt?“ fragte Golle seinen Mechaniker, als er kurz nach acht Uhr am Abend nach Hause kam.

„Nischt von Bedeutung,“ antwortete Ruppelt, indem er ihm den Mantel abnahm. „Hab' eene von den kleenen Gleichrichtern zerbrochen, und Ihr Freund Wachtelmann is verrückt geworden.“

„Schade,“ sagte Golle und verschwand, um sich die Hände zu waschen.

Erst als er mit Behagen das ihm von seinem Mechaniker bereitete Abendbrot verzehrt hatte, erkundigte er sich:

„Wie ist denn das passiert?“

„Bin mit 'm Besen ranjekommen.“

„Und da ist er gleich verrückt geworden?“

„Nee, zabrochen.“

„Die große Röhre haben Sie hoffentlich ganz gelassen.“

„Doch. Wo die steht, mach ick nich sauber.“

„Das ist vernünftig. Jetzt möcht ich bloß noch wissen, was mit Wachtelmann los ist.“

„Der war heute mittag hier und wollte Sie sprechen.“

„Hat er Ihnen erzählt, daß er Millionär geworden ist?“

„Nee.“

„Was hat er denn gesagt?“

„Nischt.“

„Beweist das, daß er verrückt geworden ist?“

„Heut mittag war er noch ganz normal.“

„Das Unglück schreitet schnell.“

„Ja, stimmt. Er hat schon zweemal angerufen. Det erste Mal hat er bestellt, daß er sofort herkommen würde, um auf Sie zu warten. Das zweite Mal, vor 'ner knappen halben Stunde, hat er jesagt, es jeht nich, wir wer'n bewacht. Und er wollte wissen, ob wir jejen Einbrecher gesichert sind.“

„Kommen Sie mal her, Ruppelt, und hauchen Sie mich an.“

„Nee,“ sagte der Mechaniker, ohne dieser freundlichen Aufforderung nachzukommen, „ick hab nischt jetrunken. Und ick jlobe, der Wachtelmann ooch nich. Der hat noch 'ne janze Menge erzählt. Man hat ihm irgend etwas jeklaut, was, ha'ck nich kapiert. Aber sein Jehirn hat er nich jemeint.“

„Also einer ist wirklich verrückt geworden,“ stellte Golle fest.

„Vielleicht überzeugen Se sich, det ick det nich bin,“ schlug der alte Kuppelt vor. „Ihr Freund hat 'ne Telefonnummer hierjlassen.“

Eine Minute darauf wurde Fritz Wachtelmann im „Café Silberfalter“ am Apparat verlangt.

„Bist du's, Golle?“

„In natürlicher Größe.“

„Gott sei Dank. Du mußt sofort herkommen.“

„Schwer durchführbar.“

„Du mußt, Golle!“

„Ich kann nicht.“

„Warum?“

„Weil ich nicht weiß, wo du bist.“

„In einem kleinen Café am Bahnhof Halensee.“

„Weißt du, wo ich bin?“

„In Zehlendorf, vermute ich.“

„Stimmt. Ruppelt hat also wirklich recht. Soll ich einen Medikus mitbringen?“

„Du, die Sache ist sehr ernst!“

„Scheint mir auch so. Willst du jetzt so liebenswürdig sein und mir erzählen, was los ist?“

„Ich bin heute zweimal überfallen worden. Kennst du einen Herrn Hilgert in Charlottenburg?“

„Nein.“

„Das habe ich mir gedacht. Ich war heute zuerst bei diesem Herrn und dann bei dir, und deshalb glaubt man, daß du mit Hilgert in Verbindung stehst. Und deshalb ist man hinter uns beiden her. Ich kann hier nicht weg.“

„Warum?“

„Ich muß auf den Mann warten, der den Kalender verloren hat.“

„Welchen Kalender?“

„Den man mir gestohlen hat. Entschuldige, ich glaube, du kannst das nicht verstehen.“

„Stimmt.“

„Also du mußt sofort kommen.“

„Es scheint mir nichts anderes übrigzubleiben.“

„Du, der Ruppelt hat mir gesagt, daß ihr elektrische Alarmvorrichtungen habt. Vergiß nicht, die einzuschalten. Und sieh dich auf der Straße vor. Dein Haus wird sicherlich schon überwacht, deshalb bin ich auch nicht zu dir herausgekommen, obwohl ich schon unterwegs war.“

„Also Schluß. Ich komme. Wo ist das Café?“

Als Golle die Adresse erfahren und eingehängt hatte, sah er seinen Mechaniker nachdenklich an.

„Bringen Sie mir meinen Mantel,“ sagte er dann, „ich habe Ihnen bitter unrecht getan.“

Als er eine knappe Stunde später im „Cafe Silberfalter“ erschien, sah er sich vergeblich nach Fritz Wachtelmann um. Nachdenklich setzte er sich und bestellte einen Whisky. Der war aber nicht zu haben, da das zu vornehm für das „Café Silberfalter“ war. Golle versuchte es mit einem einfachen Korn, aber auch das scheiterte, da das wieder nicht vornehm genug für das Café war. Er einigte sich schließlich mit dem Kellner auf einen Nikolaschka. Und als er den vor sich stehen hatte, begann er sich mit dem Kellner zu unterhalten.

„War hier nicht ein Herr, der vor etwa einer Stunde am Telefon verlangt wurde?“

„Meinen Sie Herrn Wachtelmann?“

„Sehr richtig. Hat der Herr etwas hinterlassen?“

„Nein,“ sagte der Kellner, „er hat mir seinen Namen genannt, da er den Telefonanruf erwartete. Der Herr war heute schon zweimal hier. Ges-

tern war er auch hier. Ich dachte schon, wir könnten uns zu einem neuen Stammgast gratulieren. Na, zu dem können wir uns wirklich gratulieren!“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Nichts Besonderes. Nur, daß der Herr vor einer Viertelstunde verhaftet wurde.“

„Was habe ich zu bezahlen?“ fragte Golle.

„Achtundachtzig Pfennig.“

Golle gab dem Mann ein Dreimarkstück.

„Danke,“ sagte er, als der Kellner ihm herausgeben wollte.

„Und jetzt erzählen Sie mir bitte alles, was Sie wissen.“

„Da ist nicht viel zu erzählen,“ begann der Herr Ober bereitwilligst seinen Bericht. „Gestern nachmittag habe ich den Herrn schon einmal hier gesehen, da hat er sich nach einem Herrn und einer Dame erkundigt, die hier verkehren. Heute abend kam er wieder und hat mir erzählt, daß er gestern hier einen Notizkalender gefunden hat. Ich sagte ihm, daß einer unserer Gäste vor ein paar Wochen nach einem Kalender gefragt hätte. Ich erzählte ihm auch, daß dieser Gast am späten Abend ziemlich regelmäßig bei uns ist. Wenigstens so oft er in Berlin ist — er ist nämlich Reisender. Der Herr Wachtelmann sagte, er müßte noch einmal fort, würde aber in ein paar Stunden zurückkommen, um zu sehen, ob der Mann, der den Kalender verloren hat, hier ist. Mir wollte er den Kalender nicht geben, er wollte den Herrn selbst sprechen. Schon nach einer halben Stunde war der Herr Wachtelmann wieder hier, bestellte mir, daß man ihn wahrscheinlich am Apparat verlan-



gen würde, und hatte dann wirklich ein längeres Gespräch. Alle paar Augenblicke hat er mich übrigens gefragt, ob der Herr mit dem Kalender schon da wäre. Ja, und dann wurde er verhaftet.“

„Wie ging denn das vor sich?“

„Es kamen drei Herren, die ich noch nie gesehen habe. Zwei setzten sich an den Eingang, einer zu dem Herrn Wachtelmann an den Tisch. Und der hat ihn dann angesprochen, hat sich legitimiert, und dann nahmen die drei Herren den Wachtelmann mit.“

Golle war sehr ernst geworden.

„Ist Ihr Reisender, dem der Kalender gehört, jetzt da?“ fragte er.

„Nein,“ sagte der Ober.

„Sind die Herrschaften vielleicht da, nach denen Herr Wachtelmann sich gestern erkundigt hat?“

„Kurz vor Ihnen gekommen,“ erklärte der Ober. „Zweiter Tisch rechts vom Eingang.“

„Danke,“ sagte Golle und drückte dem Ober ein zweites Dreimarkstück in die Hand.

„Danke,“ sagte der Ober. „Darf ich vielleicht fragen, ob der Herr von der Polizei ist?“

Golle sah den Ober nachdenklich an und fragte dann:

„Woher wissen Sie denn, daß die drei Herren vorhin von der Polizei waren?“

„Ich habe doch gesehen, wie der eine sich legitimierte. Es ging alles sehr unauffällig und diskret zu, und von den anderen Gästen hat niemand etwas bemerkt. Ich stand aber direkt hinter dem Tisch.“

„Wie hat der Herr sich denn legitimiert?“ wollte Golle weiter wissen.

„Er hat seine Marke gezeigt. Hier am Rock,“ der Ober zeigte, wie der Manu seinen Rockaufschlag umgedreht hatte.

Golle lachte laut auf.

„Sie gehen oft ins Kino?“ fragte er.

Der Ober gab das zu.

„Mein Freund Wachtelmann auch,“ stellte Golle fest. „Was wollte mein Freund übrigens über die Dame und den Herrn da am Tisch wissen?“

„Nichts Besonderes. Er fragte nur, ob ich die Herrschaften kenne. Als er gestern kam, saßen die Herrschaften hier, sind dann aber bald weggegangen.“

„Und Sie wissen nicht, wer die Herrschaften sind?“

„Nein.“

„Danke,“ sagte Golle noch einmal. Er erhob sich erst, unmittelbar nachdem das Mädchen mit den Rehaugen und ihr Begleiter das Lokal verlassen hatten.

Zu gleicher Zeit brach noch ein weiterer Gast des „Café Silberfalter“ auf, ein junger Mann mit einer Hornbrille auf einer schiefen Nase. Dieser junge Mann atmete erleichtert auf, als er erkannte, daß Golle entschlossen war, dem zuerst aufgebrochenen Paar zu folgen.

Denn ehe er dies erkannt hatte, war er sich nicht darüber klar gewesen, ob es für ihn wichtiger war, Golle zu folgen oder dem jungen Paar.

Das junge Paar führte ihr Gefolge eine halbe Stunde lang in der Kolonie Grunewald spazieren, bis die beiden in einer gottverlassenen Gegend auf eine einsame Taxe stießen und sich von dieser entführen ließen. Da ein weiterer Wagen nicht aufzutreiben war, mußte Golle die Verfolgung aufgeben. Der Mann mit der Hornbrille folgte ihm treu und brav nach Zehlendorf.

Als Golle in seinem Hause verschwunden war, traf der Mann mit der Hornbrille — wenige Schritte von Gollés Haus entfernt — einen Bekannten, einen überaus gemütlich aussehenden, gütig lächelnden Herrn, dem er kurz von seinem Abendspaziergang berichtete.

## *5. Kapitel.*

Fritz Wachtelmann war nicht ganz in Form gewesen, als er nach seiner seltsamen Errettung durch den Schofför im „Café Silberfalter“ landete. Er hatte sich, wie der Ober auf die Frage Gollés wahrheitsgemäß berichtet hatte, zunächst nach dem Eigentümer des von ihm gefundenen Kalenders erkundigt, war dann, nachdem er sich telefonisch angekündigt, nach Zehlendorf aufgebrochen, um Golle aufzusuchen. Diese Reise hatte er dann sehr bald abgebrochen, da er immerhin mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß das Haus Gollés von seinen geheimnisvollen Gegnern bewacht wurde. Er hielt es nicht für angebracht, sich diesen Gegnern unnötigerweise in Erinnerung zu bringen.

Er hatte dann erneut bei seinem Freunde angerufen und veranlaßt, daß

dieser sich sofort nach seiner Rückkehr bei ihm meldete. Auch die Verhaftung Wachtelmanns, während er auf das Eintreffen seines Freundes wartete, hatte sich so abgespielt, wie der Ober sie Golle schilderte.

Im Verlauf all dieser Begebenheiten hatte Wachtelmann sich hundelend gefühlt. Die von ihm während der Unterhaltung mit seinen drei Verhandlungspartnern vertilgten Alkoholmengen machten sich jetzt in keineswegs angenehmer Weise bemerkbar.

Er wußte nicht recht, was er anfangen sollte. Am gescheitesten erschien es ihm, sich zur Polizei zu begeben und dort seine beachtlichen Erlebnisse vorzutragen. Er nahm aber — vielleicht nicht zu Unrecht — an, daß die Polizei sich auch kein Bild aus seiner Geschichte werde machen können, und daß er daher von dieser Seite keine Hilfe zu erwarten hätte. Er wartete mit Ungeduld auf seinen Freund Golle.

Wenn einer imstande war, ihm zu helfen — das war Wachtelmanns Überzeugung —, dann war das W. A. Golle, vor dessen Fähigkeiten der Pianist eine unbegrenzte Hochachtung hatte.

Wachtelmann hatte mit Golle während des Krieges zusammen im Lazarett gelegen, hatte ihn dann lange Jahre aus den Augen verloren, bis er ihn eines Abends in Berlin unter etwas absonderlichen Umständen wiedersah.

Wachtelmann war damals auf dem Rückwege vom Theater, hatte ursprünglich beabsichtigt, zu Fuß nach Hause zu gehen, hatte es dann aber, als ihn ein Sturzregen überraschte, vorgezogen, einen Wagen anzurufen. Er war, um möglichst schnell ins Trockene zu kommen, in den Wagen gestiegen und wollte dem Schofför durch das Schiebefenster seine Adresse geben, als er bemerken mußte, daß er nicht der einzige Anwärter auf den Wagen war. Ein zweiter Fahrgast, ein Mann mit ei-

nem ehrfurchtgebietenden roten Barte war von der andern Seite an den Wagen herantreten und hatte es vorgezogen, zuerst dem Schofför das Reiseziel anzugeben, um dann erst einzusteigen.

„Besetzt,“ empfing Wachtelmann seinen Konkurrenten, „ich war eher da!“

Der Mann mit dem Barte lachte.

„Auf wessen Signal haben Sie gehalten?“ fragte er den Wagenführer.

Dieser zeigte auf den Mann mit dem Barte — sei es, daß dies den Tatsachen entsprach, sei es, daß dessen Reiseziel Zehlendorf ihm imponierte, da eine so weite Fahrt kaum von einem andern Gast zu erwarten war.

Wachtelmann mußte einsehen, daß für ihn nichts zu machen war. Gerade wollte er sich anschicken auszusteigen, als der Mann mit dem Barte ihn freundlich, aber doch reichlich energisch auf seinen Platz zurückstieß.

„Abfahrt!“ rief er dabei dem Schofför zu.

Wachtelmann war viel zu verblüfft, um sich wehren zu können.

„Was fällt Ihnen ein?“ wollte er wissen, als er wieder zu sich gekommen war.

„Quatsch nicht!“ wurde er zurechtgewiesen.

„Jetzt wird es mir aber zu bunt.“ beehrte der Pianist auf und riß die Scheibe zum Wagenführer zurück. „Sofort halten!“ brüllte er.

Während der Mann am Steuer verblüfft dieser Aufforderung nachkam,

stellte der Mann mit dem Barte sachlich fest:

„Mensch, Wachtelmann, was ist aus dir geworden?“

Sprachlos starrte der Pianist seinen Begleiter an, der hell auflachte. Der Mann mit dem Barte krepelte jetzt den rechten Ärmel seines Jacketts und seines Hemdes hoch und hielt dem andern seinen nackten Unterarm vor die Augen. Und an der langen und tiefen Narbe, die Golle einem Querschläger zu verdanken hatte, erkannte Wachtelmann endlich seinen alten Kriegsgefährten.

Wachtelmann war dann bereitwilligst mit nach Zehlendorf gefahren, und die beiden hatten sich erst am nächsten Morgen voneinander verabschiedet. Seither hatten sie nicht wieder die Fühlung verloren.

W. A. Golle war ein Außenseiter in jeder Beziehung, und obwohl er ein Mann der nüchternen Wissenschaft war, hatte er doch mehr von einem Bohémien alten Schlages, als der Künstler Fritz Wachtelmann. Golle hatte nach dem Kriege zuerst einige Semester Kunstgeschichte studiert, war dann aber umgesattelt und hatte auf der Technischen Hochschule Mathematik und Elektrotechnik gehört. Aber schon nach einigen weiteren Semestern fand er auch an dem Betrieb dort keinen Gefallen mehr. Da er zu gleicher Zeit einige tausend Mark erbte, machte er sich selbständig. Er kaufte sich ein Häuschen in Zehlendorf und begann zu basteln.

Der Elektrotechnik blieb er treu, und es gelang ihm in wenigen Jahren, sich trotz des Verzichtes auf alle akademischen Würden in Fachkreisen einen sehr beachteten Namen zu machen. Seine ersten Erfolge fielen mit dem Siegeszug des Rundfunks zeitlich zusammen. Durch den Verkauf einiger Patente konnte er seine durch die Versuche arg zusammengeschrumpfte Kasse auffüllen, und von diesem Zeitpunkt an gab es

für ihn keinen Rückschlag mehr.

Er hatte einen vielfach benutzten Apparat zur Herstellung der sogenannten Zeitlupenaufnahmen konstruiert und auch ein vielversprechendes Bildfunkverfahren ausgearbeitet. Jetzt arbeitete er schon seit etwa einem halben Jahre am Problem des Fernsehens herum.

Wenn Wachtelmann so nicht imstande war, alle Einzelheiten der Golle'schen Arbeiten zu verstehen, so mußten die äußeren Erfolge Golles ihm doch dessen geistiges Übergewicht deutlich vor Augen führen. Da Golle auch in Fragen des täglichen Lebens sich durch einen klaren Blick und durch eine schnelle Anpassungsfähigkeit auszeichnete, zögerte Wachtelmann nicht, die Überlegenheit seines Freundes anzuerkennen.

Nach all diesem war es begreiflich, daß Wachtelmann sich der Hoffnung hingab, daß sein Freund auch in dieser, anscheinend so unerfahrenen Situation einen Rat finden würde.

Als der Herr, der sich zu Wachtelmann an den Tisch gesetzt, ihm nach wenigen einleitenden Worten höflich mitteilte, daß er sich als verhaftet zu betrachten habe, war der Pianist keineswegs so unangenehm berührt, als es wohl andere in der gleichen Lage gewesen wären. Schließlich hatte er ja bereits die Möglichkeit erwogen, sich mit der Polizei in Verbindung zu setzen. Durch seine Verhaftung wurde er jetzt jedes weiteren Nachdenkens enthoben. Er war überzeugt davon, daß er nur in Ruhe alles, was er wußte, wahrheitsgetreu darzustellen brauchte, um sofort wieder freigelassen zu werden. Nur eines bedauerte er lebhaft, daß ihm nämlich die Beamten nicht gestatten wollten, bei dem Ober seinem Freunde Golle eine kurze Mitteilung zu hinterlassen.

Auf der Straße wartete ein geschlossener Viersitzer auf Wachtelmann und seine drei Begleiter. Man bot dem Pianisten einen der hinteren Sit-

ze an. Neben ihm nahm der Mann Platz, der ihn im Café angesprochen hatte. Die beiden anderen nahmen die vorderen Plätze ein.

Wachtelmann hatte seine Verhaftung ohne allzu große Verwunderung zur Kenntnis genommen. Er hatte es sich im Laufe des letzten Tages abgewöhnt, sich überhaupt noch über irgend etwas zu wundern. Als der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, wurde er aber doch neugierig darauf, was die Polizei wohl zum Einschreiten veranlaßt haben könnte.

„Entschuldigen Sie meine unangebrachte Neugier. Aber ich würde wirklich gerne wissen, weshalb Sie mich verhaftet haben.“

„Das können wir Ihnen noch nicht mit Sicherheit angeben,“ entgegnete ihm höflich sein Nachbar. „Entweder wegen Beihilfe zum Mord, oder aber — und das wollen wir in Ihrem Interesse annehmen — wegen Beihilfe zum versuchten Mord.“

Wachtelmann wurde es langsam unangenehm heiß.

„Wovon hängt denn das ab, wenn ich fragen darf?“

„Sie dürfen fragen, obwohl Sie sich das doch selber denken können. Das hängt davon ab, ob es uns gelingen wird, den von Ihrem Genossen beabsichtigten Mord rechtzeitig zu verhindern. Ich hoffe, daß meine Kollegen nicht zu spät kommen.“

„Worin besteht denn eigentlich meine Beihilfe?“

„Dasselbe wird man Sie auf dem Präsidium fragen. Wir sind nämlich noch keineswegs im Bilde, inwieweit sich Ihre Beihilfe erstreckt. Wir wissen nur, daß Sie den schriftlich fixierten Kriegsplan Ihrer Kolonne in Händen gehabt und weitergeleitet haben. Der Plan, der in Geheim-



schrift in einem alten Kalender festgelegt war, befindet sich in unserer Hand und dürfte zu Ihrer Überführung ausreichen.“

Fritz Wachtelmann war nahe daran, seinen Begleitern zu verraten, wie er zu dem Kalender gekommen war. Als er aber die erwartungsvoll auf sich gerichteten Augen seines Nachbarn sah, erwachte sein alter Übermut.

„Das Verfahren wegen Beihilfe zum Mord läßt mich eiskalt,“ meinte er grinsend.

„Ich möchte Ihnen in Ihrem eigenen Interesse empfehlen, bei Ihrer Vernehmung ein anderes Benehmen an den Tag zu legen. Ihre dummen Witze können übel gedeutet werden. Wer ein reines Gewissen hat, pflegt im allgemeinen sachliche Auskünfte zu geben.“

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Rat.“ sagte Wachtelmann, und dann sagte er eine ganze Weile gar nichts mehr, soviel sein Begleiter auch noch auf ihn einredete.

Es wurde ihm auseinandergesetzt, daß er unter normalen Umständen nicht vor dem nächsten Vormittag mit einem Verhör zu rechnen habe, daß er also auch im Falle, daß der Verdacht gegen ihn unbegründet sei, darauf gefaßt sein müsse, die Nacht auf dem Polizeipräsidium zuzubringen. Ihm wurde mitgeteilt, daß das Präsidium nicht über allzu großen Komfort verfüge, daß die Nacht daher unter Umständen recht unbequem für ihn werden könne. Allerdings könne er damit rechnen, sofort vernommen zu werden, wenn er vor der Ankunft auf dem Präsidium seinen Begleitern Angaben zu machen habe, die diese von seiner Unschuld überzeugen könnten.

Wachtelmann hatte jedes Interesse an einer Fortsetzung der Unterhal-

tung verloren. Die Geschichte erschien ihm allmählich zu dumm. Erst taten die Herren von der Polizei so, als bestände an seiner Schuld kein Zweifel, und jetzt schienen sie ihn fast dazu drängen zu wollen, seine Unschuld zu beteuern. Die Wirkung des am Nachmittag getrunkenen Alkohols begann sich wieder unangenehm bemerkbar zu machen. Er hatte Kopfschmerzen und war hundemüde. Das Reden seines unermüdlichen Begleiters störte ihn, und der offenkundige Wunsch seines Nachbarn, ihn zum Sprechen zu bringen, genügte, ihn daran zu hindern.

Nur ein Wort sprach Fritz Wachtelmann noch auf dieser Fahrt, und das war das Wort „Danke“.

Der redselige Gefährte des Pianisten bot seinen beiden Kollegen aus seinem Etui Zigaretten an, nahm sich selbst eine und kam dann erst auf den Gedanken, auch seinem Nachbarn eine zu offerieren, die dieser mit Dank annahm.

Es war ein zweiteiliges Lederetui. In den beiden auseinanderklappbaren Hälften befanden sich Zigaretten, und zwischen diesen beiden Hälften befand sich eine Lederwand mit kleinen Täschchen für Briefmarken. Es war nun unserem müden Pianisten entgangen, daß der freundliche Spender der Zigaretten, nachdem er sich selbst bedient, das Mittelstück seines Etuis herumklappen ließ, so daß der Pianist seine Zigarette nicht derselben Seite entnahm wie die anderen drei Herren.

Mit Behagen rauchte Fritz Wachtelmann die ersten beiden Züge, dann mußte sein Begleiter die brennende Zigarette vom Boden aufnehmen, da sie sonst ein Loch in die dort liegende Matte hineingebrannt hätte. Der Begleiter öffnete ein Fenster und warf den Zigarettenrest auf die Straße, obgleich es bequemer für ihn gewesen wäre, sie in den im Wa-

gen befindlichen Aschbecher zu tun.

## *6. Kapitel.*

Als Fritz Wachtelmann wieder zu sich kam, schien die Sonne bereits auf sein Lager. Allerdings nur auf seine Füße, da das kleine Fenster am obersten Ende der Wand nur einen Teil des Zimmers den Sonnenstrahlen zugänglich machen konnte.

Wachtelmann hatte noch immer Kopfschmerzen, er fühlte sich sonderbar benommen, und er brauchte einige Zeit, bis er sich über seine Lage klar geworden war.

Zweifellos befand er sich in einer Zelle. Er lag angezogen, mit einer Wolldecke zugedeckt, auf einer Pritsche. Die Zelle enthielt des weiteren einen Holzchemel, einen Waschtisch und ein Tischchen, das sich an der einen Wand befand und — ebenso wie anscheinend die Pritsche, auf der er lag — hochgeklappt werden konnte.

Langsam erhob sich Wachtelmann. Er entsann sich dunkel auf die Erlebnisse des vergangenen Tages. Anscheinend war er während des Transportes zum Präsidium eingeschlafen. Er hatte wohl im Laufe der Verhandlungen mit dem Weihnachtsmann doch mehr getrunken, als ihm zuträglich gewesen war. Daher auch die blödsinnigen Kopfschmerzen. Auf dem Waschtisch stand eine Schüssel mit Wasser. Wachtelmann riß seinen Kragen herunter und tauchte seinen Kopf in das Wasser. Langsam wurde ihm ein wenig wohler.

Er sah sich um. Außer den bereits erwähnten Gegenständen befand

sich in der Zelle auf der dem Fenster gegenüberliegenden Seite hoch oben über der Tür ein Ventilator, neben der Tür befanden sich ein Lichtschalter und eine Klingel. Wachtelmann versuchte, die Tür zu öffnen. Wie er nicht anders erwartet hatte, war die Tür zugeschlossen. Er läutete. Ganz entfernt konnte er das Klingelsignal hören.

Es verging etwa eine Minute, bis ein bereits älterer Mann mit einem mächtigen Schnurrbart, wie ihn Wachtelmann zuvor nur bei Geldbriefträgern gesehen hatte, die Tür öffnete.

„Sie wünschen?“

„Ich will vernommen werden.“

„Sie meinen wohl, der Herr Untersuchungsrichter hat nur darauf gewartet, daß Sie wach werden,“ sagte der Mann mit dem ehrfurchtgebenden Schnauzbart und schloß die Tür wieder.

Wachtelmann stürzte zur Klingel und läutete so lange, bis sein Wärter wieder auf der Bildfläche erschien.

„Wenn Sie weiter klingeln, dann stell ich die Klingel ah. Seien Sie gefälligst vernünftig. Ich werde melden, daß der Herr geruhten aufzustehen. Mehr kann ich auch nicht für Sie tun.“

Wieder sah sich Fritz Wachtelmann verlassen. Erst nach einer vollen Stunde erschien der Mann wieder und eröffnete ihm, daß er sich zum Verhör fertig zu machen habe. Dieses Fertigmachen bestand darin, daß Wachtelmann unter Aufsicht seines Wärters seine Woldecke zusammenlegte und seine Pritsche hochklappen mußte.

Dann wurde er durch einen langen und dunklen Gang in ein großes kahles Zimmer geführt, dessen Einrichtung in einem großen Schreib-

tisch mit einem Sessel auf der einen und einem höchst unbequemen Schemel auf der anderen Seite bestand. Der Raum hatte drei Türen und ein großes Fenster, an dem aber die Jalousien heruntergelassen waren, so daß der Raum nur durch die elektrische Deckenbeleuchtung Licht empfing. Auf dem Tisch konnte Wachtelmann einige Klingelknöpfe entdecken.

Der Wärter bot dem Pianisten den unbequemen Schemel zum Sitz an, verschwand dann durch die Tür, die der, durch die Wachtelmann den Raum betreten, gegenüberlag. Unmittelbar darauf öffnete sich eine dritte Tür, und ein sehr würdiger Herr im grauen Vollbart betrat das Zimmer.

Er verneigte sich förmlich vor Wachtelmann und stellte sich vor.

„Untersuchungsrichter Luuser.“

„Wachtelmann.“

„Ich weiß,“ sagte der Untersuchungsrichter und lud durch eine Handbewegung, dieweil er sich selber setzte, auch seinen Gast ein, wieder Platz zu nehmen.

„Sie heißen?“ fragte er dann, obwohl er eben erst behauptet hatte, darüber orientiert zu sein.

Er entnahm der Tischlade einen schönen Bogen weißen Papiers und notierte sich fleißig die Angaben, die Wachtelmann über seine Person zu machen hatte.

Wachtelmann war noch nie in seinem Leben in Untersuchungshaft gewesen, und so hatte er jetzt Lampenfieber wie stets bei dem ersten Auftreten vor einem ihm fremden Publikum. Nur mit Mühe brachte er es

fertig, die Angaben über seinen Geburtstag, seinen Geburtsort und was sein Gegenüber mehr von ihm wissen wollte, fehlerfrei vorzutragen. Es kam noch etwas hinzu, was geeignet war, ihn zu beunruhigen. Er hatte das Gefühl, als habe er den Untersuchungsrichter schon einmal gesehen, und zwar glaubte er, das müßte in der allerletzten Zeit gewesen sein. Aber so sehr er sich auch zunächst bemühte, er konnte sich nicht entsinnen, wann und unter welchen Umständen das gewesen sei.

„Und nun zur Sache,“ sagte der Untersuchungsrichter, als die Aufnahme der Personalien beendet war.

„Ja,“ sagte Fritz Wachtelmann. „Bitte kommen Sie jetzt endlich zur Sache und verraten Sie mir, weshalb ich hier im Polizeipräsidium festgehalten werde.“

„Sie befinden sich nicht im Präsidium, sondern im Untersuchungsgefängnis,“ entgegnete der Herr Untersuchungsrichter mit mildem Lächeln.

Und an diesem Lächeln erkannte Wachtelmann jäh sein Gegenüber.

„Ich glaube, wir kommen am schnellsten zum Ziel.“ fuhr Untersuchungsrichter Luuser fort, „wenn Sie mir schön der Reihe nach erzählen, was Sie gestern alles gemacht haben.“

Wachtelmann überlegte lange.

„Soll ich Ihrem Gedächtnis nachhelfen?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Zunächst ist das wohl nicht nötig,“ begann Wachtelmann zögernd. „Über den Vormittag weiß ich noch recht gut bescheid, aber was dann kam, ist mir merkwürdigerweise nur ganz verschwommen im Gedächtnis.“

nis.“

„Dann fangen Sie in Gottes Namen mit dem Vormittag an.“

„Ich habe bis gegen zehn geschlafen, dann habe ich gefrühstückt und meine Rechnungen bezahlt — —“

„Was waren das für Rechnungen?“

„Die Hotelrechnungen.“

„Fahren Sie fort!“

„Dann bin ich in einer Droschke zum Bahnhof gefahren, ich habe den Zug 13 Uhr 40 genommen.“

„Und dann?“

„Dann muß ich wohl kurz nach vier hier angekommen sein, aber darauf kann ich mich nicht mehr besinnen. Ich weiß noch, daß ich im Coupé merkwürdig müde war, aber alles was danach kam, ist weg. Ich kann mir nicht helfen. Können Sie mir sagen, wie spät es ist?“

„Kurz nach zwölf.“

„Dann muß ich von gestern mittag an bis jetzt durchgeschlafen haben. Das ist mir völlig unverständlich.“

„Mir auch,“ sagte Luuser, „zumal Sie gestern vormittag von unseren Leuten hier in Berlin gesehen wurden.“

„Das ist doch ganz unmöglich. Das kann man mir im Hotel bestimmt bestätigen.“

„Wollen Sie mir vielleicht verraten, welches Hotel das war?“

„Hotel ‚Drei Kronen!‘“

„Wenn Sie mir auch noch angeben würden, in welcher Stadt“ —

„In Fürstenberg.“

„Sehr interessant. Dann haben Sie also in Fürstenberg übernachtet?“

„Natürlich.“

„Was suchten Sie denn in Fürstenberg?“

„Ich habe vorgestern abend dort gespielt.“

„Gepokert?“

„Nein. Ich wirkte bei einem großen Konzert mit.“

„Unter Ausschluß der Öffentlichkeit?“

„Nein, Warum?“

„Weil wahrscheinlich außer Ihnen niemand etwas von Ihrer Mitwirkung weiß. Sie wurden auch vorgestern abend in Berlin gesehen.“

„Können Sie sich vielleicht eine Fürstenberger Zeitung verschaffen?“

„Natürlich.“

„Dann können Sie dort sicherlich eine Kritik von meinem Konzert finden.“

„Was war das für ein Konzert?“



„Es sollte Geld für eine Weihnachtsbescherung aufgebracht werden.“

„Jetzt im Januar?“

„Was heißt das?“

„Ist das nicht etwas spät?“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Ich bin doch aber recht deutlich gewesen.“

„Was wollen Sie eigentlich von mir?“

„Daß Sie keinen Unsinn reden. Weihnachtssammlungen pflegen doch wohl vor Weihnachten vor sich zu gehen.“

„Natürlich.“

„Und heute haben wir den 9. Januar.“

„Wer von uns beiden ist denn nun verrückt?“ wollte Wachtelmann jetzt wissen. „Gestern, am 20. Dezember, bin ich eingeschlafen, dann schlafe ich volle vierundzwanzig Stunden, und jetzt sollen wir mitten im Januar sein!“

Schweigend holte der Untersuchungsrichter aus seiner Rocktasche ein Zeitungsblatt und hielt es seinem Gegenüber vor die Augen.

„Also bin ich verrückt,“ sagte Wachtelmann und sank apathisch in sich zusammen.

Der Untersuchungsrichter sah ihn aufmerksam an. Dann klingelte er.

„Abführen!“ befahl er dem wieder in Erscheinung tretenden Wärter mit müder Stimme.

Als Wachtelmann aus dem Zimmer verschwunden war, entnahm der Herr Untersuchungsrichter der Schreibtischlade einen Spiegel und betrachtete sich nachdenklich. Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer.

Eine Viertelstunde später ließ er sich im Hotel Heßler bei einem dort vor wenigen Tagen abgestiegenen Dr. Malten melden.

Dr. Malten empfing ihn in seinem Zimmer und erkundigte sich höflich nach den Wünschen seines Besuchers.

„Hoffentlich komme ich nicht ungelegen,“ begann der Herr Untersuchungsrichter die Unterhaltung.

„Sie haben mir eine Empfehlung von Herrn Vengerski überbracht. Damit ist gesagt, daß Sie in jeder Hinsicht über mich verfügen können.“

„Schätzen Sie Herrn Vengerski?“

„Sie hätten mir keine bessere Empfehlung überbringen können.“

„Das freut mich,“ sagte der Besucher und legte ab, ohne eine dahingehende Aufforderung abzuwarten. Er legte seinen Mantel ab, seinen Bart und seine schöne gepflegte Perücke.

„Mensch, Vengerski!“ staunte Herr Dr. Malten.

„Halst du es für möglich, daß der Klavierfritze mich erkannt hat?“ fragte der Untersuchungsrichter a. D., nachdem er es sich bequem gemacht hatte.

„In dem Aufzug, in dem du hier angetreten bist, bestimmt nicht.“

„Wann hast du die Zigarette präpariert?“

„Gestern, gleich nachdem du angerufen hattest.“

Ist es denkbar, daß das Zeug irgendwelche üblen Nachwirkungen hinterläßt?“

„Höchstensfalls Kopfschmerzen.“

„Gedächtnisschwund?“

„Ausgeschlossen !“

„Dann ist mir die Angelegenheit schleierhaft.“

„Vielleicht erklärst du dich etwas genauer.“

„Wozu?“ fragte der andere und verabschiedete sich kurz und unfreundlich.

Er wußte wirklich nicht, was er von dem Verhalten Wachtelmanns halten sollte. Er war fest davon überzeugt, daß der Pianist der Meinung war, sich im Untersuchungsgefängnis zu befinden. Er hatte erwartet, auf diese Weise am leichtesten den Schlüssel zu den Notizen in dem geheimnisvollen Kalender erhalten zu können. Wenn er nicht soeben noch sich von der Güte seiner Maske überzeugt hätte, dann wäre anzunehmen gewesen, daß Wachtelmann ihn erkannt hatte, und daß der Gedächtnisschwund, auf den die sonderbaren Angaben des Verhörten hinzuweisen schienen, simuliert sei. So aber war tatsächlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Geschichte echt war. Eine verteuft unangenehme Angelegenheit, stellte der falsche Untersuchungsrichter fest, das nächste Mal würde er sich auf keine größeren Unternehmungen einlassen, ohne sich die Unterstützung eines Mediziners zu si-

chern.

Für Wachtelmann waren die Folgen der Betrachtungen des Herrn Untersuchungsrichters, daß ihm in seiner Zelle ein ausgezeichnetes Essen serviert wurde, und daß der Wärter die Anweisung erhielt, dem Gefangenen jeden Wunsch, der ihm nicht etwa ein Verlassen der Zelle ermöglichen könne, zu erfüllen.

Diese Wirkung hatte Fritz Wachtelmann keineswegs im Auge gehabt, als er seine Komödie inszenierte. Er hatte, als er in seinem Untersuchungsrichter den Weihnachtsmann erkannte, lediglich Zeit gewinnen wollen, um sich über seine Lage klar werden zu können.

Er hätte übrigens schwerlich den Mann erkannt, wenn der anscheinend so gütige und gemütliche Herr ihm nicht bei der ersten Begegnung wie ein Weihnachtsmann ohne Bart erschienen wäre. Er hatte ihn sich immer mit Bart gedacht, und nur so konnte es passieren, daß Fritz ihn trotz der zweifellos einwandfreien Maske erkannte.

Mit der Zeit, die der Pianist durch seine Spiegelfechtereie gewann, wußte er wenig anzufangen. Soviel er auch nachdachte, er konnte nicht verstehen, was mit ihm gespielt wurde. Und so hatte er auch, als er am nächsten Tage wieder zum Verhör vorgeführt wurde, noch keinen Plan gefaßt und wußte ebensowenig wie am Tage zuvor, wie er sich dem angeblichen Untersuchungsrichter gegenüber verhalten sollte.

Zunächst blieb er dabei, den Mann zu spielen, der sein Gedächtnis verloren hatte. Die Rolle machte ihm Spaß, obwohl es ihm nicht gelang, sie allzulange durchzuführen.

Nach einigen einleitenden Worten ging der Mann mit dem Vollbart bei dem zweiten Verhör zur Offensive über.

Er legte Wachtelmann den schon so oft erwähnten Kalender vor.

„Kennen Sie das Ding?“

Wachtelmann besah sich den Kalender nachdenklich.

„Ich muß das Ding schon einmal gesehen haben, ich weiß nur nicht, bei welcher Gelegenheit.“

„Vielleicht können wir Ihrem Gedächtnis nachhelfen?“

„Bitte.“

„Vorgestern wurde der Kalender in Ihrer Hand gesehen.“

„In Fürstenberg —?“

Der Herr „Untersuchungsrichter“ klingelte und bat den auf der Bildfläche erscheinenden Wärter, ihm seine Akten aus dem Nebenzimmer zu bringen.

Als der Wärter die Tür zum Nebenzimmer öffnete, konnte Wachtelmann erkennen, daß sich in diesem Zimmer ein großes auf die Straße führendes Fenster befand, und er konnte an den jenseits des Fensters sichtbar werdenden Passanten erkennen, daß er sich im Erdgeschoß befand. Der Wärter verschwand wieder durch die Tür, durch die Wachtelmann hereingeführt worden war, so daß dieser sich der Hoffnung hingab, daß das Zimmer mit dem verlockenden Fenster jetzt leer wäre.

Da seine wohl auf die Wirkung des Betäubungsmittels zurückzuführende Entschlußlosigkeit, die für sein Verhalten während des ersten Verhörs bestimmend gewesen war, inzwischen wieder seiner natürlichen Aktivität gewichen war, entschloß er sich sofort zu einem Fluchtver-

such.

Mit einem Satz war er an der Tür und packte die Türklinke. Damit war seiner Flucht aber bereits ein Ende gesetzt. Die Klinke war elektrisch geladen – nicht so stark, daß er hätte Schaden erleiden können, aber doch immerhin ausreichend, um ihm das Loslassen der Klinke unmöglich zu machen. Hilflos sah er sich um. Der Herr Untersuchungsrichter lächelte gütig:

„Sie haben Glück,“ sagte er. „Ich wußte nicht, ob der Strom schon eingeschaltet war. Wenn das nicht der Fall gewesen wäre, hätte ich leider auf Sie schießen müssen. Das wäre mir peinlich gewesen.“

„Reden Sie keinen Unsinn!“ brüllte ihn Wachtelmann an. „Sie können doch nicht herumknallen, ohne die Nachbarschaft zu alarmieren.“

Der Herr Untersuchungsrichter pfiß leise vor sich hin. Und daran erkannte Wachtelmann, daß er aus seiner Rolle gefallen war. Er hatte verraten, daß er nicht an das Untersuchungsgefängnis glaubte.

Bedrückt kehrte er auf seinen Platz zurück, als der Strom ausgeschaltet war.

„Das macht die Angelegenheit bequemer für mich,“ erklärte ihm sein Gegenüber, während er Bart und Perücke ablegte.

„Und nun wollen wir eindeutig miteinander reden,“ fuhr er dann fort. „Sie werden jetzt so freundlich sein, uns den Schlüssel zu den Eintragungen im Kalender zu liefern.“

„Ich denke nicht daran.“

Und jetzt hörte Fritz Wachtelmann zum ersten Male von den T-Strah-

len.

„Das ist bedauerlich,“ stellte der Untersuchungsrichter a. D. fest, „bedauerlich für Sie. Für uns hat die Sache etwas Gutes. Wir werden nämlich auf diese Weise Gelegenheit haben, unsere schönen Strahlen einmal auszuprobieren.“

Er sah bei diesen Worten den Pianisten aufmerksam an. Da dieser, der nicht ahnen konnte, was der andere meinte, keine Miene verzog, fuhr der Weihnachtsmann ohne Bart anerkennend fort:

„Mein Kompliment! Sie haben sich gut in der Gewalt, junger Freund. Oder aber, Sie glauben nicht, daß wir bereits mit den Strahlen arbeiten können. Es ist aber wirklich so. Vielleicht sind wir sogar schon weiter als Sie — vielleicht sind Sie auch weiter — das wissen wir nicht, und deshalb müssen wir wissen, was in dem kleinen Büchlein steht. Im übrigen glaube ich, einen großen Vorsprung wird keiner von uns haben.“

Wachtelmann, der noch immer kein Wort verstand, sah sein Gegenüber erstaunt an. Und da dieser den Blick wohl so deutete, daß Wachtelmann ihm keinen Glauben schenkte, entschloß er sich, ihn durch den Augenschein zu überzeugen.

Wachtelmann wurde durch den Gang, den er bereits kannte, an seiner Zelle vorbei in den Raum geführt, der einen phantastischen Eindruck auf ihn machte.

Wachtelmann kannte die Werkstätte und das Laboratorium Golles, und so konnte er unschwer erkennen, daß hier Arbeiten im Gange waren, die dem Arbeitsgebiet Golles naheliegen mußten. Demnach schienen sich seine Gastgeber mit Radio-Versuchen zu beschäftigen. Aber wie weit unterschied sich dieser Raum hier von dem Golles? Es war ein

geradezu beängstigendes Gewirr von Apparaten jeder Größe und Gestalt — neben zierlichen Radioröhren standen da riesige Anlagen mit kreisförmigen Drahtnetzen von über einem Meter Durchmesser, unter denen sich der Pianist überhaupt nichts vorstellen konnte —, dazwischen war ein Gewirr von Drähten und Leitungen, und den Boden schmückten Scherben und Abfälle jeder Art. All das hätte aber nicht eine so unheimliche Wirkung auf Fritz Wachtelmann ausüben können, wenn es ihm nicht im fahlen Licht einer Quecksilberlampe präsentiert worden wäre, mit der in einer Ecke des Raumes irgendeine Flüssigkeit in einem Glaskolben bestrahlt wurde.

„Treten Sie nicht auf die Leitung,“ warnte ihn sein Führer, „Hochspannung!“

„Wie finden Sie das?“ fragte er dann freundlich.

„Überaus schmutzig.“

Der Weihnachtsmann lachte.

„Sie arbeiten wahrscheinlich anders. Aber unsere Arbeitsweise ist praktischer. Verlassen Sie sich darauf. Irgendein großes Tier auf dem Gebiete der Chemie hat mal gesagt: Wo sauber gemacht wird, da wird nicht gearbeitet! Ein Tiegel muß innen sauber sein, wie er außen ist, ist gleichgültig. Und der Mann hat recht. Jetzt will ich Ihnen aber einen andern Raum zeigen.“

Damit führte er seinen Gast in einen schmalen, langgestreckten Raum. Dieser hatte ebensowenig wie das Laboratorium Außenlicht, wurde aber wenigstens nicht durch Quecksilberlicht, sondern durch eine ganz normale elektrische Birne beleuchtet. Hier sah Wachtelmann zu seiner Überraschung auf dem Boden eine große Zahl alter Kisten, die oben



mit einem Drahtnetz bespannt waren und in denen sich eine Unzahl von Karnickeln befand. Er wollte seinen Führer nach der Bedeutung der Tiere fragen, als sich eine Tür, die er zuvor nicht bemerkt hatte, öffnete und ein Gesicht hineinschaute, das er sofort als zu einem der Männer gehörend erkannte, die seine „Verhaftung“ vollzogen hatten.

Der freundliche Weihnachtsmann verlor beim Anblick des hereinschauenden Gesichtes seine ganze Gemütlichkeit, er ergriff einen der herumliegenden Kistendeckel und schleuderte ihn gegen den Kopf des Eindringlings. Auch das, was er dabei schrie — es handelte sich lediglich um die Aufforderung, wieder zu verschwinden — war keineswegs in eine Form gekleidet, die mit gemütlich bezeichnet werden konnte.

Anscheinend hatte der Kistendeckel besser getroffen, als es beabsichtigt gewesen war, vielleicht befand sich auch noch ein Nagel im Holz, wenigstens hatte der Wurf zur Folge, daß das Ziel sein Gleichgewicht verlor, und nachdem der Mann noch einen Augenblick versucht hatte, sich an der Tür festzuhalten, fiel er der Länge nach dem Pianisten vor die Füße, dabei die Tür vollends aufreißend. Zwar war er sofort wieder imstande aufzustehen und sich beschleunigt zurückzuziehen, aber die Zeit, da die Tür offenstand, war ausreichend gewesen, um Wachtelmann Einblick in den benachbarten Raum zu gewähren. Dieser Raum unterschied sich in nichts von dem Vorführraum eines Radioladens, auf sauberen Tischen standen Empfangsgeräte aller Systeme herum, dazwischen befanden sich Grammophone, und durch ein Schaufenster konnte Wachtelmann auch einen Blick auf eine ihm allem Anschein nach völlig unbekanntes Straße werfen.

Der Weihnachtsmann schien kein Interesse an der Fortsetzung der Führung zu haben, er führte seinen Gefangenen schweigend zurück in das Zimmer, in dem er verhört worden war, ließ ihn Platz nehmen und beendete dann das Zusammensein durch eine für seine Verhältnisse

recht lange zusammenhängende Ansprache.

„Das sollten Sie eigentlich nicht sehen. Aber da es nun einmal passiert ist, kann ich Ihnen verraten, daß ich seit einiger Zeit der Besitzer eines gutgehenden Radioladens bin.

Sie werden sich denken können, mit was für Versuchen ich mich beschäftige. Und damit das nicht auffällt, habe ich mir diesen Laden angeschafft. Es gibt genug Radiohändler, die das Basteln nicht lassen können. Nur für meine Kaninchen fehlt mir die richtige Motivierung. Ich werde mir wohl einen Chemiker halten müssen, der so zu tun hat, als probiere er an den Tieren irgendwelche therapeutischen Präparate aus. Aber das ist schließlich nicht so wichtig. Meine Untersuchungen hier stehen kurz vor dem Abschluß. Sie verstehen wahrscheinlich genug von der Angelegenheit, um den Sinn meiner Apparate erkannt zu haben. Sie werden auch erraten können, was die Tiere zu bedeuten haben. Ich weiß nicht, wie weit Sie mit Tierversuchen sind, deshalb will ich Ihnen verraten, daß unsere schönen T-Strahlen, die wir Ihnen abgesehen haben, auf die Kaninchen durchaus zufriedenstellend wirken. Uns fehlt jetzt vor allen Dingen ein Versuch an lebenden Menschen. Wenn hier die Strahlen ebenso prompt wirken wie bei den Tieren, dann ist es ein leichter Tod, der Ihrer wartet, wenn Sie nicht die Absicht haben, ein wenig gesprächiger zu werden. Ich will nicht, daß Sie sich mit Ihrem Entschluß übereilen, ich werde daher unsere Unterhaltung abbrechen und mich morgen früh nach Ihrer Entscheidung erkundigen.“

Er drückte wieder auf die Klingel, und Fritz Wachtelmann wurde abgeführt, genau in der gleichen Form wie am Tage zuvor, als man noch versucht hatte, ihm ein Untersuchungsgefängnis vorzuspiegeln.

## 7. Kapitel

Der Pianist Fritz Wachtelmann blieb nach seinem zweiten Verhör noch drei und einen halben Tag in „Haft“. Es war keine schöne Zeit für ihn.

Er sah sich jetzt gezwungen, jede Aussage über den Kalender zu verweigern. Ehe ihm seine Gegner Einblick in ihre Arbeitsstätte gewährt hatten, hatte er geglaubt, jederzeit sein sonderbares Abenteuer dadurch zum Abschluß zu bringen, daß er seinen Peinigern offen und ehrlich verriet, wie er zu dem Kalender gekommen war, und daß er über den Sinn der merkwürdigen Eintragungen selber nichts wußte. Jetzt mußte er sich sagen, daß seine Gegner ihm schon zuviel verraten hatten, um ihn, selbst wenn sie ihm Glauben schenken würden, einfach laufen zu lassen. Ob er an die todbringende Wirkung der geheimnisvollen Strahlen glauben sollte, wußte Fritz Wachtelmann selbst nicht recht. Daß die Gegenseite aber davon überzeugt war, schien ihm sicher. Er nahm nicht an, daß man die Strahlen an ihm probieren würde, solange man sich der Hoffnung hingab, er würde früher oder später etwas Wichtiges auszusagen haben. Sobald er allerdings gestehen würde, daß er nichts zu sagen hatte, zu diesem Zeitpunkt — so schien es dem Pianisten — war er seines Lebens nicht mehr sicher.

Nach diesen Überlegungen war es eine Selbstverständlichkeit, daß er am Morgen nach der Führung durch die Räume des seltsamen Radiogeschäftes jede Aussage verweigerte. Auch bei seinen weiteren Verhören, die sich zweimal an jedem Tage wiederholten, blieb er dabei, trotzdem es ihm reichlich schwer gemacht wurde.

Der Besitzer des Radioladens — der Weihnachtsmann ohne Bart — hatte eine eigene Methode, seinen Gefangenen mürbe zu machen. Dazu

gehörte beispielsweise, daß er seine Pflegebefohlenen ständig mit Musik versorgen ließ. Das Gebilde über der Zellentür, das Wachtelmann zunächst für einen Ventilator gehalten hatte, entpuppte sich als ein Lautsprecher modernster Konstruktion. Dieser Lautsprecher mußte mit einem sinnvoll konstruierten Grammophon in Verbindung stehen, das die Eigentümlichkeit hatte, ein und dieselbe Platte ohne jede Pause Tag und Nacht herunterzuspielen. Vom Augenblick seiner Aussageverweigerung an mußte Fritz Wachtelmann, ob er wollte oder nicht, das Lied mit dem schönen Text: „Ach, sag doch Schnucki zu mir!“ ohne Unterbrechung anhören. Befreit davon blieb er lediglich die wenigen Augenblicke, da er verhört wurde, und die fast ebenso seltenen Augenblicke, da es ihm trotz allem gelang, einzuschlafen.

Verpflegt wurde Fritz Wachtelmann gut und reichlich, es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß alles ausgesucht schwer verdauliche Speisen waren, die man ihm vorsetzte.

Als Wachtelmann am Morgen des dritten Tages, nachdem er zum ersten Male von den Todesstrahlen gehört, wieder zum Weihnachtsmann geführt wurde, hatte er eine seltsame Begegnung. Im Gang zu dem Zimmer, in dem man ihn zu verhören pflegte, begegnete ihm ein junges Mädchen in Begleitung eines Mannes. Den Mann beachtete Wachtelmann kaum, aber in der jungen Dame glaubte er das Mädchen mit den Rehaugen zu erkennen, jenes Mädchen, mit dessen Bild er die Tischplatte im „Café Silberfalter“ beschmiert hatte. Wie lange schien Wachtelmann diese Zeit zurückzuliegen, da er noch ein geregeltes Leben geführt und von der Existenz des merkwürdigen Kalenders, des Weihnachtsmannes und anderer Dinge keine Ahnung gehabt hatte. Auch das Mädchen schien übrigens Wachtelmann erkannt zu haben, wenigstens glaubte er ihren Blick so deuten zu müssen.

Hätte er aus dem Verhalten des Weihnachtsmannes nicht entnehmen

müssen, daß die Begegnung von diesem beabsichtigt gewesen war, dann wäre er sich wohl später nicht im unklaren darüber gewesen, ob er das Mädchen wirklich gesehen oder ob er nur von ihm geträumt hatte. Denn dank der sonderbaren Methoden seines „Untersuchungsrichters“ befand er sich bereits in einem Zustande, in dem zwischen Wachen und Träumen kein allzu großer Unterschied mehr festzustellen war.

Ob er das Mädchen erkannt habe, hatte ihn der Weihnachtsmann gefragt und war dann, ehe Wachtelmann ihm geantwortet, auffallend gesprächig geworden. Anscheinend lag ihm daran, seinem Gefangenen zu zeigen, wie weit seine Versuche schon fortgeschritten waren. Er plauderte zahllose technische Details aus, die Wachtelmann zwar nur zum kleinsten Teile verstand, die es ihm aber später doch ermöglichen sollten, seinem Freunde Golle einen Bericht zu liefern, mit dem dieser etwas anzufangen wußte. Erst am Schluß der langen Rede des Weihnachtsmannes war dann die unvermeidliche Frage nach dem Sinn der Kalender-Eintragungen gekommen. Und als Wachtelmann wieder nichts zu antworten hatte, mußte er zurück zu seinem Schlager ohne Ende.

Das Verhör am Nachmittag verlief in ganz normaler Weise, das heißt: Es begann mit der üblichen Frage und endete sogleich mit dem Schweigen des Befragten. Zu erwähnen wäre diesmal nur, daß der Weihnachtsmann, als sein Gefangener wieder herausgeführt wurde, diesem freundlich versprach, daß er die Annehmlichkeit des Aufenthaltes noch weiter zu steigern wissen würde.

In der auf diese Verhöre folgenden Nacht schlief Fritz Wachtelmann zum ersten Male seit dem Beginn des Dauerkonzerts fest und traumlos.

Als er erwachte, befand er sich in einem geschlossenen Auto, und ne-

ben ihm saß das Mädchen mit den Rehaugen.

Zunächst war er nicht fähig, einen klaren Gedanken zu fassen. Erst als er auf die freundliche Aufforderung seiner Nachbarin einen tiefen Schluck aus einer Flasche, in der sich allem Anschein nach nichts anderes als Kognak befand, getan hatte, wurde er sich langsam klar über die Veränderung seiner Lage.

„Wo bringen Sie mich hin?“ fragte er.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte das Mädchen zurück.

„Schlapp,“ antwortete Wachtelmann wahrheitsgetreu.

„Können Sie mir einige Fragen beantworten?“ fragte das Mädchen weiter.

Wachtelmann zögerte, da er aus der Anwesenheit des Mädchens in der Höhle seiner Gegner ohne weiteres geschlossen hatte, daß sie zu diesen gehören müsse.

„Ich habe nicht die Absicht,“ fuhr das Mädchen fort, „irgendwelche Aussagen von Ihnen zu fordern. Sie können den Wagen jederzeit verlassen. Aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir als Gegendienst für Ihre Befreiung einige Fragen beantworten würden.“

Wachtelmann zweifelte keinen Augenblick daran, daß seine Fahrtgenossin es ehrlich meinte, und er erklärte sich bereit, jede Frage zu beantworten. Er hätte ihr auch ohne weiteres erzählt, was er von dem Kalender wußte, wenn sie ihn danach gefragt hätte. Das tat sie aber nicht, sie wollte lediglich wissen, warum man ihn gefangen gehalten hätte. Wachtelmann sagte ihr offen, der Grund sei der, daß man fälschlicherweise vermutet hätte, er stände in nahen Beziehungen zu dem Erfinder

der T-Strahlen.

„Und was wissen Sie von den T-Strahlen?“ fragte das Mädchen weiter.

Wachtelmann packte bereitwilligst aus, was er im Verlaufe seines Verhörs erfahren hatte.

Das Mädchen wurde recht nachdenklich.

„Sie haben anscheinend mehr erfahren, als gut für Sie ist,“ sagte sie. „Ich habe Ihnen zugesagt, daß Sie den Wagen verlassen können, sobald Sie wollen. Ich werde mein Versprechen halten, obwohl Sie mir die größten Schwierigkeiten bereiten können. Ich habe aber eine Bitte an Sie. Ich bitte Sie um das Versprechen, sich nicht vor dem ersten Februar mit der Polizei oder sonst einer Behörde in Verbindung zu setzen. Nach dem ersten Februar können Sie machen, was Sie wollen. Ich kann Ihnen dafür versprechen, daß Sie völlig beruhigt sein können, durch diese Verzögerung wird keinem Menschen irgendein Schaden entstehen — es sei denn, dem harmlosen Radiobastler, aus dessen gastlicher Behausung ich Sie entführt habe.“

Wachtelmann hatte keinerlei Bedenken, dem Mädchen das verlangte Versprechen zu geben.

Darauf veranlagte sie den Fahrer des Wagens durch ein Klopfzeichen zum Halten und öffnete dem Pianisten höchst eigenhändig den Wagenschlag. Zum Abschied gab sie ihm den Rat:

„Wenn es geht, meiden Sie Ihre alte Wohnung. Sie müssen sich bis zum ersten Februar sehr vorsehen!“

Ehe Wachtelmann der nicht mißzuverstehenden Aufforderung zum Verlassen des Wagens nachkam, fragte er, wann er Gelegenheit haben

würde, das Mädchen wiederzusehen.

Er konnte bemerken, daß die Frage sie überraschte. Sie sah ihn erstaunt an, und es schien ihm in der allerdings nicht sehr zuverlässigen Beleuchtung, als wäre sie rot geworden.

„Nach dem ersten Februar,“ sagte sie dann, und ihre Stimme klang jetzt verändert. Die Sicherheit und Bestimmtheit, die er zuerst so an ihr bewundert hatte, war jetzt verschwunden. Wachtelmann muß sich gestehen, daß die jetzt fast schüchtern klingende Stimme ihm noch weit besser gefiel.

Er war in der Nähe des Wittenbergplatzes abgesetzt worden. An der Normaluhr des Untergrundbahnhofes erkannte er, daß es kurz nach vier Uhr war. Trotz der erhaltenen Warnung nahm er eine Taxe und ließ sich in seine Wohnung fahren. Dort zu bleiben wagte er allerdings nicht. Er stopfte in aller Eile seinen Koffer mit dem Notwendigsten voll, wobei er Mühe hatte, gegen seine Erschöpfung anzukämpfen. Dann ließ er sich in dem Wagen, den er hatte warten lassen, in das nächste beste Hotel bringen.

Dort hatte er noch die Kraft, ans Telefon zu gehen und Golle anzurufen.

Mit einer in Anbetracht der frühen Stunde — es war noch nicht fünf — bewunderungswürdigen Bereitwilligkeit versprach der aus dem Schlaf gejagte Golle, sich sofort anzuziehen und ihn im Hotel aufzusuchen.

Um dreiviertel sechs traf Golle im Hotel ein. Er sollte aber erst am Abend kurz nach zwanzig Uhr Gelegenheit haben, seinen Freund zu sprechen. Denn er fand Wachtelmann in seinem Zimmer noch mit dem Telefonhörer in der Hand schlafend im Sessel sitzend an. Da alle Versuche, ihn aufzuwecken, scheiterten, beschränkte sich Golle darauf, ihn



mit der Unterstützung des Hoteldieners auszuziehen und ins Bett zu bringen. Erst am späten Nachmittag erfuhr er telefonisch, daß sein Freund inzwischen erwacht war. Als er darauf sofort zurück ins Hotel fuhr, mußte er warten, bis Wachtelmann sein Bad beendet hatte. Erst als der Pianist sich eine Zigarre angesteckt hatte, war er bereit, sich mit seinem Freunde zu unter halten.

### *8. Kapitel.*

„So, mein alter Junge,“ begann Wachtelmann das Gespräch, „jetzt bin ich so weit. Jetzt kannst du mir erzählen, was du inzwischen erlebt hast.“

Golle lachte.

„Du bist richtig, mein Lieber. Du gefällst mir. Vor ein paar Tagen rufst du mich mitten in der Nacht an und bestellst mich in ein langweiliges Café. Dort finde ich alle möglichen netten Leute, aber keine Spur von dir. Dann läßt du bis heute morgen überhaupt nichts von dir hören, bist einfach von der Bildfläche verschwunden. Inzwischen versuchen mir gänzlich unbekannte Personen in meine Werkstatt einzudringen, ich selbst werde auf der Straße überfallen und entgehe nur durch Zufall einem mir nicht näher bekannten, aber sicher nicht erfreulichen Schicksal. Nach dem, was ich von dir als Einleitung zu diesen Erlebnissen am Telefon zu hören bekam, muß ich annehmen, daß du in irgendeiner Beziehung zu diesen Ereignissen stehst. Heute morgen endlich geruhst du, wieder ein Lebenszeichen von dir zu geben. Du bestellst mich hierher, und ich habe zunächst lediglich Gelegenheit, deinen

Schlaf zu bewachen. Und jetzt, wo du dich endlich herbeiläßt, dich mit mir zu unterhalten, jetzt soll ich dir etwas erzählen. Ich muß gestehen, ich würde es vorziehen, von dir einige Erklärungen entgegenzunehmen.“

Wachtelmann mußte die Berechtigung von Golles Einwänden eingestehen, und er war bereit, ihm die gewünschten Aufklärungen zu geben — um so mehr, da er in der Protesterklärung bereits ein kurzes Resümee der Erlebnisse Golles zu hören bekommen hatte. Diese Erlebnisse konnten Wachtelmann nicht weiter überraschen, da er damit hatte rechnen müssen, daß die Partei des „Radiohändlers“ an Golle und dessen Werkstatt ein lebhaftes Interesse nehmen würde.

Wachtelmann gab Golle einen umfassenden Bericht seiner eigenen Erlebnisse. Nach einigem Zögern entschloß er sich, auch von dem Mädchen mit den Rehaugen zu berichten. Er glaubte sich auf Golles Verschwiegenheit verlassen zu können und ließ sich von ihm versprechen, daß auch er nicht vor dem ersten Februar etwas von dem, was Wachtelmann ihm erzählte, der Polizei weiter berichten würde. Als Golle zum Schluß von den geheimnisvollen T-Strahlen hörte, fing er an zu lachen.

„Solch Schwindel taucht immer wieder auf,“ erklärte er, „genau wie es immer wieder Tausendkünstler geben wird, die ein Rezept zum Goldmachen auf Lager haben, und genau, wie es immer wieder Dumme geben wird, die auf so etwas hereinfliegen werden.“

„Hältst du denn die Existenz derartiger Strahlen für undenkbar?“

„Selbstverständlich,“ erklärte Golle. „Wir kennen heute mehr oder weniger genau die ganze Skala der elektromagnetischen Strahlen — von den Radiowellen über die sichtbaren und unsichtbaren Lichtstrahlen bis zur Röntgen- und Gammastrahlung —, und wir wissen, daß es dar-

unter sicher keine ‚Todesstrahlen‘ gibt. Und andererseits wissen wir, daß die sogenannte Korpuskularstrahlung, die aus schnell bewegten materiellen Teilchen besteht, nie ein derartig hohes Durchdringungsvermögen besitzen kann, daß sie durch größere Luftstrecken hindurch zur Anwendung gelangen kann – und das ist doch wohl eine Voraussetzung für die praktische Anwendung deiner famosen Strahlen.“

„Und sonst gibt es keine Strahlenarten?“ fragte Wachtelmann klein und bescheiden.

„Nein,“ erklärte Golle kategorisch.

„Du mußt es ja schließlich wissen,“ gab Wachtelmann zu, „aber ich möchte dir doch erzählen, was ich während meiner Gefangenschaft aufgeschnappt habe.“

„Bitte,“ erklärte sein Freund herablassend, „ich lasse mich gern belehren.“

„Also,“ begann Wachtelmann, „angeblich kann man Radiowellen so richten, daß sie sich nicht gleichmäßig nach allen Richtungen ausbreiten, sondern nur in eine Richtung fortpflanzen. Stimmt das?“

„Natürlich. Radiowellen sind – genau wie sichtbares Licht – elektromagnetische Wellen, nur daß ihre Wellenlänge eine andere ist. Man kann sie daher wie das Licht durch Spiegel in eine bestimmte Richtung zwingen. Allerdings sehen, entsprechend der veränderten Wellenlänge, die Spiegel ein wenig anders aus als die für Licht benutzten. Man nimmt dazu am besten grobmaschige Drahtnetze oder Gitter. Aber was das alles mit deinen Todesstrahlen zu tun haben soll, verstehe ich beim besten Willen nicht. Mit Radiowellen kannst du keiner Laus ein Haar krümmen.“

„Aber das kommt doch erst,“ beruhigte ihn der Pianist. „Sag mal, stimmt das, daß durch Radiowellen die Luft leitend wird?“

„Ja,“ bestätigte Golle, „die Luft wird unter bestimmten Bedingungen ionisiert und leitet dadurch den Strom.“

„Dann klingt es eigentlich ganz vernünftig, was mein Weihnachtsmann mir ausgeplaudert hat. Die T-Strahlen sind unsichtbare Hochspannungsleitungen, hat er gesagt. Die Luft wird durch die gerichteten Radiowellen leitend gemacht, und dann wird durch diese leitenden Strahlen Hochspannungsstrom geschickt. Ich muß sagen, mir als Laien erscheint das recht plausibel.“

Während dieser Worte hatte sich mit Golle eine beachtenswerte Wandlung vollzogen. Er war aufgesprungen und starrte Wachtelmann mit weit aufgerissenen Augen an. Dann entlud sich seine Erregung in einer wahren Flut bewunderungswürdiger Flüche. Schließlich ließ er sich erschöpft in einen Sessel fallen und stellte sachlich fest:

„Ich bin ein Riesenroß.“

Höflich erkundigte sich Wachtelmann nach den Gründen dieser ihm ungewohnten Selbsteinschätzung Gollers.

„Weil ich nicht selbst darauf gekommen bin.“

„Also glaubst du an die Strahlen?“

Golle nickte.

„Ich hätte selbst darauf kommen müssen,“ wiederholte er, „denn ich habe von den Strahlen schon gehört. Ich weiß, daß damit in Amerika seit Jahren Versuche angestellt werden. Allerdings dreht es sich dabei

um die drahtlose Kraftübermittlung. Man kann nämlich auf solchen Luftleitungen — zum mindesten theoretisch — in geradezu idealer Weise elektrische Energie übertragen. Daß diese unsichtbaren Leitungen aber auch ein wirklich furchtbares Kampfmittel darstellen können, darauf bin ich nicht gekommen.“

Die Erregung Golles hatte sich inzwischen auf den Pianisten übertragen. Beide waren aufgestanden und liefen völlig sinnlos im Zimmer herum.

Wachtelmann hatte nach dem, was er während seiner Gefangenschaft erlebt hatte, nicht mehr an der Existenz der Strahlen gezweifelt. Aber erst jetzt, da er von Golle, in dem er einen anerkannten Fachmann sehen mußte, eine Bestätigung erhalten, erst jetzt kam ihm die Bedeutung der Strahlen vollkommen zum Bewußtsein.

Die Anwendung der Strahlen stellte er sich in der Weise vor, daß von zwei räumlich voneinander entfernten Stellen derartige Strahlen leitender Luft in den Raum gejagt werden. Wenn diese beiden Strahlen sich nun irgendwo kreuzen, dann entsteht ein geschlossener Kreis, durch den man nun Starkstrom jagen kann. Wer von einem derartigen unsichtbaren Leitungskreis getroffen wird, dem geht es naturgemäß nicht anders als jemandem, der an eine Starkstromleitung faßt. Mit zwei solchen Strahlen konnte man naturgemäß auch ganze Geländeflächen abtasten und alles Leben auf diesen vernichten. In gleicher Weise konnten die Strahlen in die Luft gejagt werden und würden dort jedes Flugzeug oder Luftschiff zum Absturz bringen. Golle unterbrach als erster das wenig zweckvolle Herumlaufen, indem er seinem Partner den Weg vertrat und so auch diesen zum Stillstehen zwang. Mit einem Ernst, den Wachtelmann noch nie an seinem Freunde gesehen hatte, fragte ihn dieser:

„Bist du fest entschlossen, dein Versprechen zu halten und bis zum ersten Februar die Geschichte nicht zur Meldung zu bringen?“

Wachtelmann nickte.

„Wirst du mich unter keinen Umständen von meinem Schweigeversprechen freilassen?“

„Unter keinen Umständen.“

„Ist dir die Bedeutung der Angelegenheit klar geworden?“

„Ich glaube, ja.“

Golle mußte eingehen, daß jeder Überredungsversuch von seiner Seite zwecklos sein würde.

„Dann mußt du heute noch Berlin verlassen,“ stellte er fest, „am besten verschwindest du für einige Zeit ins Ausland.“

„Ich denke nicht daran.“

„Hast du denn noch nicht wenigstens so viel begriffen, daß du in der Nähe deines Weihnachtsmanns deines Lebens nicht mehr sicher bist? Du weißt doch von der Bande zu viel!“

„Das ist mir alles klar. Auch daß nicht jeder so wie das Mädchen davon überzeugt sein wird, daß ich mein Versprechen halten werde. Vielleicht hat sie mich auch befreit, ohne ihren Spießgesellen etwas davon zu erzählen — dann können die von dem Schweigeversprechen gar nichts wissen. Aber ich bin fest überzeugt davon, daß das Mädchen nicht freiwillig mit den anderen zusammenarbeitet, oder daß sie zum mindesten nicht weiß, worum es sich eigentlich dreht. Ich muß sie wiedersehen

und versuchen, sie von der Bande freizubekommen. Dazu muß ich zweifellos in Berlin bleiben.“

„Wenn ich reden würde wie ein Buch,“ fragte Golle, „hätte ich dann Aussicht, dich umzustimmen?“

„Bestimmt nicht. Im Gegenteil, ich hoffe, dich soweit zu bekommen, daß du mir hilfst, das Mädchen aufzuspüren.“

„Wenn du reden würdest wie eine ganze Bibliothek,“ erklärte ihm jetzt Golle, „dazu bekämst du mich nicht. Ich habe meine Arbeit, die ich nicht im Stich lassen kann. Mach was du willst. Schließlich bist du es und nicht ich, den die Liebe blind und besoffen macht...“ Er sprach noch weiter, aber Wachtelmann hörte nicht mehr hin. Das hatte er nicht zu hören erwartet. Wohl dachte er fast unausgesetzt an das Mädchen, doch hatte er sich zugleich eingeredet, daß es nur ein Gefühl der Dankbarkeit sei, das ihn danach sinnen ließ, wie er das Mädchen aus ihrer Umgebung reißen könnte. Aber im Augenblick, da er die erbarungslos ehrlichen Worte Gollés hörte, war er sich klar darüber, daß Golle die Wahrheit gesprochen hatte, daß er zum mindesten hochgradig verliebt war. Er unternahm noch einen Versuch, Golle zum Bundesgenossen zu gewinnen, und erklärte, daß sie im Interesse der Allgemeinheit unter allen Umständen eingreifen müßten.

„Das ist vollkommen richtig,“ gab Golle zu, „aber das hättest du dir überlegen sollen, ehe du uns durch dein irrsinniges Versprechen die Hände gebunden hast. Jetzt wäre ein Eingreifen von unserer Seite völlig sinn- und zwecklos. Ich wenigstens bilde mir nicht ein, gegen eine zweifellos überaus machtvolle Organisation als Privatmann etwas ausrichten zu können. Ich habe außerdem keine Lust, das durchzumachen, was du hinter dir hast. Also überleg es dir noch einmal: Entweder du brichst im Interesse der Allgemeinheit — wie du das so treffend sagst —

dein Versprechen — in diesem Falle kannst du über mich verfügen —, oder aber du siehst allein zu, wie du fertig wirst. Ich gebe meine Arbeit nicht für eine von vornherein aussichtslose Sache auf.“

„Dann muß ich wirklich sehen, wie ich allein fertig werde.“

„Ich habe nichts anderes von dir erwartet,“ stellte Golle fest.

„Ich aber etwas anderes von dir,“ sagte Wachtelmann.

„Ich kann's nicht ändern,“ sagte Golle. „Was hast du denn jetzt vor?“

„Zunächst werde ich den Radioladen suchen. Aus der Lage des Verkaufsraumes und des Zimmers, in dem ich ein auf die Straße hinausgehendes Fenster entdeckt habe, muß ich annehmen, daß es sich um einen Eckladen handelt. Die Zahl der Eckläden, in denen sich Radiohandlungen befinden, dürfte in Berlin nicht unbegrenzt sein, so daß ich hoffen kann, früher oder später meinen Laden zu finden.“

„Und wenn du ihn gefunden hast?“ „Was ich dann mache, weiß ich selbst noch nicht,“

Wachtelmann erhob sich, um seinen Freund hinauszubegleiten.

„Einen Augenblick bitte,“ hielt ihn Golle zurück. „Ich habe mir im Café erzählen lassen, wie sich deine Verhaftung vollzogen hat. Da es immerhin möglich ist, daß du noch einmal in eine ähnliche Lage kommst, möchte ich dazu einige Anmerkungen herausgeben.“

„Das nächste Mal werde ich mich vorsehen.“

„Hoffentlich. Vor allem mußt du sofort alles vergessen, was du im Kino gelernt hast. Das ist nämlich keine ausreichende Schulung für deine



derzeitige Betätigung. Im Kino legitimieren sich die Kriminalbeamten durch eine Blechmarke, die sie unter dem Rockaufschlag tragen. Scheinbar hat man deinen Bildungsgrad richtig eingeschätzt und mit Recht angenommen, daß du solch einer Blechmarke eher Glauben schenken würdest als dem echten Kriminalkommissar. Für die Zukunft kannst du dir aber merken, daß in Deutschland die Kriminalkommissare sich durch Bronzemarken ausweisen, die sie in ihrer Hosentasche tragen.“

„Danke,“ sagte Fritz Wachtelmann. „Hast du noch einen guten Rat für mich?“

„Ja. Glaube an keine Zufälle, solange du in die Kalendergeschichte verwickelt bist. Wenn dir dein Weihnachtsmann noch einmal auf der Straße begegnen sollte, dann lauf ihm nicht nach. Er wird dich bestimmt wieder in eine Falle locken.“

Wachtelmann bedankte sich noch einmal und verabschiedete sich dann von seinem Besuche, der ihn durch die Verweigerung seiner Mitarbeit schwer enttäuscht hatte.

## *9. Kapitel.*

Fünf Minuten nach Golle verließ Wachtelmann das Hotel und befand sich eine halbe Stunde später im „Café Silberfalter“.

Der Ober sah ihn recht mißtrauisch an, als er sich nach dem Mann erkundigte, der einen Taschenkalender verloren hatte.

„Sind Sie ausgebrochen?“ fragte der Ober.

„Ja,“ bestätigte Wachtelmann, „Sie können mir verraten, ob der Kalendermann hier ist, dann verspreche ich, daß ich mir für meine nächste Verhaftung ein anderes Lokal aussuchen werde.“

Der Ober wurde durch dieses Versprechen nicht wesentlich freundlicher gestimmt, ließ sich aber doch dazu herbei, dem Pianisten den glücklicherweise anwesenden Eigentümer des geheimnisvollen Kalenders zu zeigen. „Gestatten Sie, mein Name ist Wachtelmann, ich“ — wandte sich dieser zu dem betreffenden Herrn, einem kleinen, schon älteren Männchen mit schmutzig-grauem Spitzbart.

„Meyer, Bouillonwürfel,“ stellte sich das Männlein vor.

„Ich komme wegen Ihres Notizbuches, Herr — ich habe leider Ihren Namen nicht verstanden.“

„Meyer, ich bin der Bouillonwürfel-Meyer.“

„Warum Bouillonwürfel, wenn ich fragen darf?“

„Warum nicht?“ gab das Männlein zurück. „Wissen Sie etwas, was heute besser geht?“

„Sie fabrizieren Bouillonwürfel?“

„Das fehlte noch! Ich reise in Bouillonwürfeln. Das genügt mir. Sie haben mein Buch gefunden?“

„Ja!“

„Dann darf ich Sie wohl bitten, es mir zurückzugeben?“

„Leider bin ich nicht mehr im Besitze des Büchleins. Es wurde mir gestohlen.“

„Wenn das stimmt, dann war das Gebauer.“

„Wer ist das?“

„Gebauer von Gerschlowitz & Co. Sie sind wohl nicht von der Branche?“

„Leider nicht.“

„Dann seien Sie froh. Von welcher Branche sind Sie, wenn ich fragen darf?“

Wachtelmann, der sich inzwischen an den Tisch des Herrn Meyer gesetzt hatte, gestand errötend, daß er Musiker sei.

„Auch ein Geschäft!“ stellte der Bouillonwürfelmann fest.

„Sie werden es mir nicht übel nehmen,“ begann Wachtelmann, um endlich zur Sache zu kommen, „wenn ich in Ihrem Kalender gelesen habe. Ich würde gern wissen, was Ihre Eintragungen zu bedeuten haben?“

„Haben Sie einen Freund mit einem roten Vollbart?“ fragte der andere zurück, „einen gewissen Golle?“

Wachtelmann mußte das bestätigen. „Der hat mich nämlich auch ausführlich nach dem Kalender gefragt.“ „Wann war das?“ „Vor vier Tagen ungefähr.“ „Woher wußte der denn etwas davon?“ „Das kann ich Ihnen verraten. Er hat von dem Ober erfahren, daß Sie mich wegen des Kalenders suchten. Und da hat er mich ausgefragt. Ich habe ihm auch al-

les erzählt. Aber erst am zweiten Tag. Er hatte nämlich am ersten Tag seinen Paß nicht bei sich.“ „Wozu brauchte er denn seinen Paß?“ „Er mußte sich mir gegenüber doch ausweisen. Ich mußte doch wissen, ob er nicht von der Konkurrenz ist.“

Wachtelmann verstand den zarten Wink, und da er zum Glück seinen Paß bei sich hatte, konnte der Herr Meyer sich von der „Branche“ des Pianisten überzeugen.

Wachtelmann hatte bereits den zweiten Kognak für seinen Tischgenossen bestellt, als dieser sich dazu herbeiließ, von seinen Kalendereintragungen zu erzählen.

„Das sind nämlich meine Geschäftsnotizen“ erklärte er. „Sie haben ja einen wesentlich leichteren Beruf als unsereiner, da werden Sie das nicht so ohne weiteres verstehen. Bei uns kommt alles auf die Einfühlung an. Wenn ich einen Posten Bouillonwürfel an einen Herrn Sowieso verkaufen will, dann muß ich mich in ihn einfühlen, dann muß ich eine persönliche Note anschlagen. Ich muß ihn erst eine Weile unterhalten, und erst wenn er sich vor Lachen über einen Witz von mir wälzt oder wenn er vor Rührung über irgendeinen Dreck vergeht, dann kann ich ihn fragen, wieviel Kistchen es sein dürfen. Am leichtesten haben es die Kollegen von der Spirituosenbranche, die trinken mit den Gastwirten ihren Fusel, bis sie die Brüder so weit haben. Aber ich kann nicht den ganzen Tag Bouillon trinken. Das hätte auch keine Wirkung.“

„Sicher nicht,“ bestätigte Wachtelmann. „Aber ich verstehe nicht, was das mit Ihren Eintragungen zu tun hat?“

„Ich denke, Sie haben das Zeug gelesen?“

„Das schon. Aber ich verstehe trotzdem nichts.“

„Mit Ihrer langen Leitung würden Sie es in meinem Beruf zu nichts bringen, junger Mann. Wissen Sie, was ich im ganzen letzten Monat verdient habe?“

„Nein, lieber Herr Meyer. Aber sprechen wir doch von was Besserem. Trinken Sie noch ein Gläschen mit. Ich will Ihnen zwar keine Spirituosen andrehen, aber ich möchte wissen, was die Notizen bedeuten.“

„Ich habe es Ihnen doch schon gesagt. Das sind meine Geschäftsnotizen. Ich kann doch unmöglich bei den vielen Kunden, die ich abzuklappern habe, im Kopf behalten, was die alles hören wollen. Was ich zu erzählen habe, um sie weich zu kriegen. Bei der einen Kundin muß ich von irgendeinem Filmstar schwärmen oder mich nach ihrem kranken Papagei oder Dackel erkundigen. Einem muß ich vorschwindeln, daß ich Hans Albers gesehen habe, einem anderen, daß ich an derselben Krankheit leide wie er, bloß natürlich weniger als er. Dann muß ich einer Tante, die O-Beine hat, berichten, daß man in Berlin schon am frühen Morgen lange Kleider trägt. Hier muß ich Witze von geizigen Schotten erzählen, dort Anekdoten — und so fort. Das kann man gar nicht alles behalten, und wenn man mal daneben haut, dann ist der Kunde flöten. Sie ahnen nicht, wie schwer mein Beruf ist, da gibt es gar nichts zu lachen, junger Mann. Sie sollten lieber zusehen, wie Sie mir das Buch wieder beschaffen können, anstatt hier einen alten Mann, der Ihr Vater sein könnte, auszulachen.“

Wachtelmann versuchte vergeblich, sein Lachen zu unterdrücken.

Also das war das ganze Geheimnis! Diese harmlosen Notizen waren es, die ihn aus seinem geregelten Leben gerissen hatten, und denen er die Bekanntschaft mit der Dame mit den Rehaugen verdankte! Wenn der brave Weihnachtsmann das ahnen würde!

Er sah ein, daß es ihm so bald nicht gelingen würde, wieder ein ernstes Gesicht zu machen. Er rief den Ober, zahlte und verließ das Café, nachdem er den entrüsteten Herrn Meyer-Bouillonwürfel gebeten, sein unhöfliches Lachen zu entschuldigen. Es wäre kein Lachen, sondern ein nervöses Gesichtszucken, versuchte er zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

Der Herr Meyer wußte hierauf nichts zu entgegnen, zumal Wachtelmann seine Zeche mit übernommen hatte. Der Ober aber konnte sich trotz des reichlichen Trinkgeldes nicht enthalten, anzüglich zu fragen, warum es denn der Herr plötzlich so eilig habe.

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich mich hier nicht zum zweiten Male verhaften lasse. Für das nächste Mal werde ich mir ein Lokal mit einer freundlicheren Bedienung aussuchen,“ beruhigte ihn der Pianist.

Am nächsten Morgen studierte Wachtelmann während des Frühstücks fleißig das Berliner Branchen-Fernsprechbuch. Mit Hilfe eines Stadtplanes schrieb er sich aus dem Stichwort „Rundfunkapparate und Zubehör“ alle Läden heraus, von denen er annehmen mußte, daß sie sich an Straßenkreuzungen befanden. Als er auf einen Laden stieß, der sich in Charlottenburg in der Schloßstraße befand, fiel ihm der Herr Hilgert wieder ein, von dessen Hause seine außergewöhnlichen Erlebnisse ihren Ausgang genommen hatten.

Vielleicht wußte ihm dieser Herr Hilgert zu helfen. Er beschloß, seinen Rundgang durch die Berliner Radioläden in Charlottenburg zu beginnen und mit einem Besuch bei Herrn Hilgert einzuleiten.

Er hatte etwas mehr Glück als bei seinem ersten Versuch. Einerseits war es schon als Fortschritt zu bezeichnen, daß er dieses Mal auf der Treppe nicht k. o. geschlagen wurde. Dann aber gelang es ihm, Herrn

Hilgert zu sehen. Damit waren seine Erfolge jedoch erschöpft, denn es war ihm keineswegs möglich, den Herrn auch zu sprechen.

Als er die Treppen hinaufstieg, waren seine Sinne auf das schärfste angespannt, da er naturgemäß das, was er in diesem Treppenhaus erlebt hatte, noch gut in der Erinnerung hatte. So sah sich Fritz Wachtelmann auch den Mann, der ihm zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk begegnete, recht genau an. Es war dies ein schlanker Herr von Mittelgröße und unbestimmtem Alter. Der Herr schien reichlich nervös, trug einen Lodenmantel und einen gewaltigen Regenschirm, obwohl auf der Straße die Sonne leuchtete. Dafür verzichtete er aber auf einen Hut, wodurch die bewunderungswürdig vollkommen spiegelblanke Glatze über dem schmalen bartlosen Gesicht zur vollsten Wirkung kam. Die Hüterin der Hilgertschen Wohnung empfing den Pianisten mit einer Milde, die dieser nach den Erfahrungen bei seinem ersten Besuch nicht erwartet hatte. „Herr Hilgert ist nicht zu Hause, tut mir leid. Aber Sie müßten ihm eigentlich auf der Treppe begegnet sein. Er ist vor knapp einer Minute fortgegangen.“ Wachtelmann raste die Treppe hinunter, kam aber zu spät. Auf der Straße war von dem Manne, dem er auf der Treppe begegnet war, keine Spur mehr zu entdecken.

An diesem Tage suchte Fritz Wachtelmann insgesamt dreißig verschiedene Radiohandlungen auf, ohne auf eine zu stoßen, die ihn an jene erinnerte, die ihn beherbergt hatte, und in deren Verkaufsraum er einen flüchtigen Blick hatte werfen können.

Müde und reichlich niedergeschlagen machte er sich auf den Heimweg in sein Hotel. Er war zuletzt in Schöneberg gewesen und befand sich in der Nähe des Bülowbogens, als ihn ein energisch aussehender älterer Herr ansprach:

„Herr Wachtelmann, wenn ich nicht irre?“

„Stimmt,“ bestätigte der Pianist.

„Dann muß ich Sie leider bitten, uns zu folgen.“ Inzwischen waren zu dem Mann, der Fritz Wachtelmann angesprochen, zwei weitere getreten.

„Was soll das heißen?“

„Wir haben einen Haftbefehl gegen Sie,“ damit zog der Mann aus seiner Hosentasche eine Bronzemarke — alles vorschriftsmäßig, wie Golle es seinem Freunde erklärt hatte.

Trotzdem dachte Wachtelmann nicht einen Augenblick daran, daß diese Beamten echter waren als die, die sich wenige Tage zuvor nach alter Kinoregel durch eine Marke unter dem Rockaufschlag ausgewiesen. Wachtelmann zweifelte nicht daran, daß er wieder Abgesandte seines lieben alten Weihnachtsmannes vor sich hatte, und es ist ihm nicht zu verdenken, daß er keine Lust verspürte, den drei Männern so ohne weiteres zu folgen. Da jeder einzelne der drei Männer annähernd doppelt so alt zu sein schien wie der von ihnen zu Verhaftende, ist es nicht verwunderlich, daß dieser bald einen kleinen Abstand zwischen sich und seine drei Verfolger bringen konnte, als er sich zu deren Überraschung plötzlich in Bewegung setzte und in Riesensätzen die Potsdamer Straße entlang fegte.

Trotz dieses anfänglichen Erfolges wäre ihm seine Flucht in der belebten Straße unter gewöhnlichen Umständen kaum geglückt, da sich ihm wohl früher oder später einer der zahlreichen Passanten in den Weg gestellt hätte. Zu Wachtelmanns Glück befand sich die Straße aber keineswegs im Normalzustand, das Straßenbild wurde beherrscht von langen Reihen geschlossen marschierender Volksmassen, die einer Versammlung im Sportpalast zustrebten.



Aus den Zeitungsberichten, die er am folgenden Tage mit großem Fleiß durchstöberte, erfuhr er auch, daß es sich dieses Mal um echte Beamte gehandelt hatte. Er erfuhr nicht, wessen er beschuldigt war. Die Zeitungen berichteten nur von der aufsehenerregenden Flucht und waren sich alle darin einig, daß man es mit einem außergewöhnlich gefährlichen Verbrecher zu tun haben müsse. Nähere Angaben über die Tätigkeit des Geflohenen wußten sie nicht zu geben, was sie allerdings nicht hinderte, allerlei Vermutungen von sich zu geben. Überhaupt konnte Wachtelmann mit seiner Presse zufrieden sein, seine tollkühne, geglückte Flucht wurde allseitig hervorgehoben. Er wäre froh gewesen, wenn er bei einem einzigen seiner Konzerte ein derart einmütiges Lob in der Presse geerntet hätte.

Wachtelmann hatte sich nach seiner gelungenen Flucht eine Taxe genommen und nach seinem Hotel fahren lassen. Als der Schofför bereits seine Fahrt verlangsamte, um vor dem Hoteleingang vorzufahren, erkannte Wachtelmann drei Herren, die unmittelbar vor ihm einem Wagen entstiegen waren. Da es sich um dieselben Herren handelte, deren Bekanntschaft er erst vor einer knappen halben Stunde in der Gegend der Potsdamer Straße gemacht hatte, zog er es vor, den Schofför zum Weiterfahren zu veranlassen.

Fritz Wachtelmann fühlte sich der Lage nicht mehr gewachsen. Schließlich hatte er die hinreichend aufreibende Gefangenschaft in der sonderbaren Radiohandlung hinter sich, so daß es ihm nicht zu verübeln war, wenn er sich, durchgedreht wie er war, vor einer Untersuchungshaft fürchtete. Er hatte ständig eine größere Summe baren Geldes bei sich, so daß er es sich leisten konnte, ohne weiteres den ihm von Golle dringend empfohlenen Erholungsurlaub anzutreten. Zuvor allerdings fuhr er, da er sich nicht in seine eigene Wohnung wagte, zu seinem Freunde Golle nach Zehlendorf. Golle war nicht zu Hause, aber

Wachtelmann erhielt von dem alten Mechaniker, der zugleich die Rolle eines Mädchens für alles spielte, nach einigem Zureden einen Handkoffer und einige Wäschestücke, insbesondere einen Schlafanzug, der ihm zwar aller Voraussicht nach kaum passen konnte, ohne den er sich aber den Antritt seines Urlaubes nicht gut vorstellen konnte.

Wachtelmann hatte seinen Wagen vor dem Hause Golles warten lassen und ließ sich ohne weiteren Aufenthalt zum Bahnhof Zoo fahren. Als er dort anlangte, hatte er noch keine Ahnung, wo er sich hinwenden sollte.

Da er fest entschlossen war, in die anscheinend bevorstehenden Aktionen des Weihnachtsmannes und seiner Bande einzugreifen, da er vor allem dem Mädchen mit den Rehaugen helfend zur Seite zu stehen gedachte, konnte er sich nicht allzuweit von Berlin entfernen. Nach kurzem Überlegen fiel ihm ein kleines Gasthaus östlich Berlins ein, in dem er im letzten Sommer einige Tage verbracht hatte. Das Gasthaus war keineswegs bequem zu erreichen, man fuhr bis Strausberg, lief dann eine halbe Stunde durch den Wald, bis man an der Grenze der Kolonie Eggersdorf endlich am Ziele war. Jetzt im Winter war kaum anzunehmen, daß er dort auf Bekannte aus Berlin stoßen würde, während er selbst jederzeit innerhalb von etwa zwei Stunden in der Stadt sein konnte.

Die Wirtin des Eggersdorfer Gasthauses war überrascht, zu dieser Jahreszeit, spät am Abend noch einen Gast empfangen zu können. Wachtelmann erzählte ihr, er müsse dringend einige Tage ausspannen, er benötige vor allen Dingen Ruhe, gedenke aber, einige Stunden am Tage an dem im Gasthaus vorhandenen Klavier zu arbeiten. So überrascht die Wirtin auch war, so hatte sie doch keinerlei Veranlassung, den Entschluß des ihr noch vom Sommer her bekannten Gastes zu mißbilligen, zumal er sein Zimmer für eine Woche im voraus bezahlte.

## *10. Kapitel.*

Wachtelmann sollte nicht dazu kommen, sich lange seiner Zurückgezogenheit zu erfreuen. Er schlief gut in der ersten und letzten Nacht, die er in dem kleinen Gasthof verleben sollte. Nach dem Frühstück setzte er sich ans Klavier und übte einige Stunden. Er arbeitete an einigen kleinen Stücken von Reger und Chopin, die er in den letzten Tagen, bevor er aus seiner Arbeit gerissen wurde, zu studieren begonnen hatte.

Als er mit dem Üben fertig war, trat er ins Gastzimmer, wo er einen älteren Herrn vorfand, der ihn neugierig betrachtete. Wachtelmann bestellte sich einen Tee und vertiefte sich in die Berliner Zeitungen.

Nach einigem Zögern sprach ihn der Herr, dessen Aufmerksamkeit er allem Anschein nach erregt hatte, an. Es war ein pensionierter Oberlehrer, dem sein Spielen aufgefallen war. Der Mann entpuppte sich als musikverständlich, er kannte sogar die ziemlich ausgefallenen Stücke, an denen Wachtelmann gearbeitet hatte, und so kam es zu einer für beide Teile anregenden Unterhaltung. Am Nachmittag spielte Wachtelmann wieder mit viel Freude. Die Erlebnisse der vergangenen Tage schienen ihm weit zurückzuliegen, zumindest wußte er sie aus seinem Gedankenkreis auszuschließen, so daß er konzentriert arbeiten konnte.

Als er jetzt in die Gaststube trat, war diese leer. Da er auf das Erscheinen der Wirtin warten wollte, um sich sein Abendbrot zu bestellen, blieb er dort. Mehr aus Neugierde als in dem ernsthaften Wunsche, etwas zu hören, stellte er das Radio an. Er kam gerade zur rechten Zeit, um die Tagesnachrichten in Empfang zu nehmen. Er wollte den Appa-

rat wieder abstellen, als er etwas zu hören bekam, das ihn in höchstem Maße interessieren mußte. „Wir unterbrechen die Bekanntgabe der Tagesnachrichten,“ verkündete der Ansager, „um eine Mitteilung des Polizeipräsidioms durchzugeben. Gestern abend gelang es einem gewissen Fritz Wachtelmann, sich durch eine tollkühne Flucht seiner Verhaftung zu entziehen. Aus bestimmten Gründen kann zurzeit der Öffentlichkeit nichts über die Gründe zu dieser Verhaftung mitgeteilt werden. Da die Aufspürung aber für die Allgemeinheit von hohem Interesse ist, wird das Publikum um Mitwirkung bei den Nachforschungen gebeten. Es folgt das Signalement des Gesuchten: blond mit zurückgekämmttem Haar, etwa 1,76 m groß, 26 Jahre alt, schlank, schmales Gesicht. Trug zuletzt dunkelbraunen Straßenanzug, dazu grauen Ulster und weichen Hut. Besondere Kennzeichen keine.“ Wachtelmann mußte lachen. Da er der Wirtin seinen Namen wohlweislich nicht verraten hatte und sie diesen auch nicht von seinem früheren Aufenthalt her kannte, konnte er sich trotz des Steckbriefes zunächst sicher fühlen. Mit der durchgegebenen Personenbeschreibung war doch kaum etwas anzufangen, da sie auf ihn ebensogut paßte wie auf tausend andere harmlose Bürger. Aber Fritz Wachtelmann hatte sich zu früh gefreut. Der Ansager hatte noch etwas zu verraten, und das ließ die Angelegenheit recht bedenklich erscheinen.

„Der Gesuchte ist Pianist, und es ist anzunehmen, daß er an seinem unbekanntem Zufluchtsort versuchen wird, seine Klavierübungen fortzusetzen. Zuletzt war er mit einigen Stücken von Reger und Chopin beschäftigt, so daß ein besonderes Augenmerk darauf zu richten ist.“ —

Wachtelmann genügte das, was er bereits gehört hatte. Er stürzte in sein Zimmer und war wenige Augenblicke später auf dem Wege zum Bahnhof. Er konnte nur hoffen, daß der Oberlehrer, mit dem er am Vormittage sich über Musik unterhalten, die Ankündigung nicht gehört

hatte, sonst war es möglich, daß man ihn auf dem Strausberger Bahnhof oder in Berlin auf dem Schlesischen Bahnhof bereits erwartete.

Zur Sicherheit fuhr er nicht durch bis Berlin, sondern stieg in Mahlsdorf in die Stadtbahn um, so daß er den Zug nicht auf dem Schlesischen Bahnhof, sondern an der Jannowitzbrücke verließ.

Reichlich ratlos irrte er durch die Straßen, bis er in einem kleinen und ziemlich schmutzigen Hotel in der Nähe des Stettiner Bahnhofs landete. In dieser Nacht schlief er nicht gut.

Am nächsten Morgen war er trotzdem relativ frisch und ging mit neuen Kräften auf die Suche nach dem geheimnisvollen Radioladen. Zuvor allerdings kaufte er sich in einem Altkleiderladen einen wenig eleganten, alten Anzug und Paletot und kleidete sich um. Sein Suchen war wieder ergebnislos, und ziemlich niedergeschlagen kam er am Abend in sein Hotel zurück.

In einer der in allen Stadtteilen zahlreich vertretenen Leihbibliotheken hatte er, ohne sich auszuweisen, ein gutes Buch entliehen, dazu hatte er sich eine halbe Flasche Kognak besorgt, und so versuchte er es, sich den Aufenthalt in seinem unfreundlichen Zimmer so gemütlich wie irgend möglich zu machen. Als er schon fast die Hälfte des Kognaks seiner natürlichen Bestimmung zugeführt hatte, gab Wachtelmann das Lesen auf und dachte über seine augenblickliche Lage und über die Möglichkeiten nach, die ihm geblieben waren, wenn er das Mädchen mit den Rehaugen wiedersehen wollte. Obwohl sein Optimismus durch die Alkoholzufuhr eine erfreuliche Steigerung erfahren hatte, war er nicht imstande, seine Lage allzu rosig anzusehen. Er fühlte sich dem ihm auferlegten Zweifrontenkampf — gegen die Bande des Weihnachtsmannes und gegen die Polizei zu gleicher Zeit — nicht gewachsen, war aber doch entschlossen, sich nicht der Polizei zu stellen, da es

ihm in diesem Fall kaum möglich gewesen wäre, sein Schweigeversprechen zu halten. Insbesondere sah er nach den vergeblichen Versuchen, den Laden des „Radiohändlers“ aufzuspüren, keinen Weg, den Aufenthalt seiner Gegner herauszufinden. In seinen trübsinnigen Betrachtungen wurde er durch einen Besucher gestört, der ohne anzuklopfen sein Zimmer betreten hatte und es sich auf dem Tische, vor dem Wachtelmann saß, bequem machte.

Es handelte sich um einen jungen Mann, kaum älter als zwanzig Jahre, der über ein recht hübsches Gesicht verfügte und dadurch auffiel, daß er zwar einen tadellos sitzenden eleganten Anzug trug, dazu aber statt eines Kragens ein grünes Halstuch. Auf dem Kopf hatte er einen steifen Hut, den er beim Betreten des Zimmers nicht abgenommen hatte.

Er saß schweigend auf dem Tisch vor Fritz Wachtelmann, den er aufmerksam betrachtete. Da diesem die Situation keineswegs übertrieben gemütlich erschien, wollte er sich erheben. Der Besucher drückte ihn aber mit einem Griff auf beide Schultern wieder auf seinen Sitz hinunter, wobei Wachtelmann sich von dem einwandfreien Funktionieren der Muskeln seines Besuchers überzeugen konnte.

„Bleib ruhig sitzen, mein Lieber,“ eröffnete er dabei die Unterhaltung.

„Was wollen Sie von mir?“

„Bist 'n Anfänger?“ fragte der Besucher zurück.

„Was meinen Sie damit?“

„Hat sich's gelohnt?“

„Was ist denn eigentlich los?“ wollte Wachtelmann jetzt wissen.

„Bist du bei Kasse?“

Wachtelmann schien es nicht geraten, den Fremden einen genauen Einblick in seine Vermögensverhältnisse gewinnen zu lassen.

„Wenn ich bei Kasse wäre, könnte ich mir ein gemütlicheres Quartier denken.“

Der Besucher fing an zu lachen.

„Wußte ich doch, daß du nicht hierher gehörst,“ stellte er fest und fuhr dann fort: „Ich halte dich für einen anständigen Kerl. Also hör mal gut her. Wenn ich dir jetzt etwas erzähle, was dir 'ne Stange Gold wert ist, was zahlst du mir dann?“

„Soviel es mir wert ist,“ erklärte Wachtelmann.

„Ich kann mich darauf verlassen?“ fragte der Junge zurück, und als Wachtelmann nickte, streckte er diesem eine riesige Tatze entgegen, in die Wachtelmann mit gemischten Gefühlen einschlug.

Dann rückte er mit seinem Geheimnis raus.

„Heute abend ist hier Razzia,“ verriet er grinsend. Und als Wachtelmann jetzt aufsprang, hinderte er ihn nicht daran. Er ließ ihn auch ein paarmal im Zimmer auf und ab laufen, ehe er sanft fragte:

„Wieviel ist dir das wert?“

Wachtelmann überreichte seinem Besucher einen Zwanzigmarkschein, den dieser grinsend in Empfang nahm, worauf er nickte und sagte:

„Mecke.“

„Wie bitte?“ fragte der Pianist.

„Mecke,“ wiederholte der andere.

„Was heißt Mecke?“

„Ich heiße Mecke. Wie du dich hier nennst, weiß ich. Und wie du wirklich heißt, will ich gar nicht erst wissen.“

Wachtelmann bot seinem Gast Kognak an, und nach dem dritten Glas erklärte ihm dieser:

„Willst du gratis einen guten Rat haben?“

„Bitte!“

„Du mußt nach dem Westen,“ erklärte kategorisch Mecke. „Hier fällst du gleich auf. Ganz abgesehen von den Razzien und solchen Scherzen. Unsereiner erfährt ja meist rechtzeitig von solchen unvorhergesehenen Unternehmungen', aber so'n blutiger Anfänger, wie du einer bist, der geht dabei hops. Also Draht hast du, das habe ich eingesehen, — also nimm dir 'n Zimmer im Westen.“

„Wie soll ich denn das jetzt machen?“ fragte Wachtelmann einigermaßen ratlos.

„Kleinigkeit,“ sagte Mecke. „Das besorge ich. Wenn du fünfzig muntere Eier hast, dann kriegst du einen Paß, der steht wie ein Eimer.“

Der Preis erschien Wachtelmann angemessen, und die Folge davon war ein von Wachtelmann mit seinem neuen Freunde unternommener Ausflug in die Prenzlauer Straße.

Dort besuchten die beiden die Werkstatt eines Schuhmachers und ver-



handelten mit dem Meister einige Zeit in einem kleinen Hinterstübchen.

Der Pianist Fritz Wachtelmann, der die Schuhmacherwerkstatt betrat, hat sie nie wieder verlassen. Stattdessen verließ sie ein stellungsloser Filmstatist namens Fritz Lachowski, der wiederum die Werkstatt nie betreten hatte.

Die Verwandlung mußte gefeiert werden, das sah Wachtelmann ohne weiteres ein. Mecke wußte ein gemütliches Lokal, in dem die beiden ungestört ihre frischgebackene Freundschaft begießen konnten. Wachtelmann interessierte sich für den Beruf des Herrn Mecke, es gelang ihm aber nicht, Näheres darüber zu erfahren. Mecke gab vor, „Manipulator“ zu sein. Was das wäre, wollte er allerdings nicht sagen. Der Pianist gestand im Laufe der recht ausgedehnten Sitzung, daß er auf der Suche nach einem Radioladen sei, den er bereits einmal flüchtig gesehen habe, ohne zu wissen, in welcher Gegend Berlins er sich befände.

„Ist da was zu holen?“ fragte Mecke.

„Für mich, ja,“ sagte Wachtelmann.

„Was machst du denn, um den Laden zu finden?“

Wachtelmann erzählte, daß er dem Branchen-Fernsprechbuch alle Adressen entnommen hatte, die sich auf Eckläden beziehen konnten, er erzählte aber auch, daß er auf diesem Wege nicht zum Ziele gekommen war.

„Handelt es sich denn um ein sogenanntes alteingesessenes Geschäft?“ fragte Mecke.

„Nein, wahrscheinlich ist das Geschäft erst vor kurzem eingerichtet

worden.“

„Du bist ein Dussel,“ sagte Mecke, „dann kann es doch nicht im Telefonbuch stehen!“

Wachtelmann sah das ein und erkundigte sich, ob Mecke ihm raten könne, was für ihn zu tun sei.

„Wenn du morgen um dieselbe Zeit hier bist, hast du die Adresse. Unkosten ersetzt du natürlich.“

„Natürlich,“ bestätigte Wachtelmann. „Wie wollen Sie denn das rauskriegen?“

„Geschäftsgeheimnis. Das fällt in mein Fach.“

„Wieso denn?“

„Ich habe dir doch gesagt, daß ich Manipulator bin,“ sagte Mecke vorwurfsvoll.

Bevor Mecke seinen Schützling in ein für diese Nacht sicheres Quartier brachte, nahm er ihm das Versprechen ab, am nächsten Morgen nach dem Westen überzusiedeln. Auch erhielt Wachtelmann noch völlig kostenlos die Adresse eines Friseurs, bei dem er sein Äußeres verändern lassen konnte, ohne indiskrete Fragen des Friseurs befürchten zu müssen.

„Trägst du immer die Brille?“ fragte Mecke.

„Nein,“ sagte der Pianist. Er hatte sich die Brille am vergangenen Morgen gekauft.

„Dann kannst du sie behalten,“ sagte Mecke. „Oder besser,“ korrigierte

er sich, kauf dir stattdessen einen Kneifer. Der paßt besser zu deiner Frisur.“

Erstaunt fuhr sich Wachtelmann über sein ziemlich langes, zurückgekämmtes Haar.

„Wieso denn?“

„Daß das Zeug runter muß, ist dir doch klar?“ fragte Mecke in einem Tone, als spräche er zu einem kleinen Kinde. Wachtelmann nickte eingeschüchtert.

„Perücke?“ fragte er.

„Quatsch,“ widersprach Mecke, indem er Wachtelmann mit fachmännischen Augen musterte, „das ist viel zu unbequem. Du läßt dir den Bubi-kopf abnehmen und den Schädel rasieren. Dazu einen Klemmer, dann erkennst du dich selber nicht, wenn du dich irgendwo triffst.“

„Aber das fällt doch zu sehr auf,“ wehrte sich Wachtelmann verzweifelt.

„Natürlich fällt das auf. Aber das ist komisch. Und komisch ist nie verdächtig.“

## *11. Kapitel.*

Frau Alma Petöfy hatte sich, da ihr Schönheitssalon in der letzten Zeit nicht recht gehen wollte, dazu entschließen müssen, eines ihrer beiden Vorderzimmer zu vermieten. Sie fand es furchtbar interessant, daß ihr erster Mieter vom Film war.

„Sie spielen wohl meist Sträflinge oder so?“ fragte sie den Mieter, indem sie in nicht mißzuverstehender Weise auf seinen glattrasierten Schädel starrte.

„Nein,“ sagte der Mieter, der sich als ein Herr Fritz Lachowski ausgewiesen hatte, „das ist nur wegen der Perücken.“ Im übrigen erwies sich der Herr Lachowski als auffallend schweigsam, das war aber auch das einzige, was die Frau Petöfy an ihm auszusetzen fand. Wachtelmann hatte ein auffallendes Vertrauen zu seinem neuen Freunde Mecke, er war überzeugt davon, daß dieser ihm die Adresse des Radioladens verschaffen könnte, er hielt es daher für unangebracht, sich selbst wieder auf die Suche zu begeben und zog es vor, sich bis zu dem für den Abend verabredeten Zusammensein mit Mecke zu gedulden. Aber etwas anderes konnte er selbst unterdes versuchen, und das war ein neuer Besuch bei Hilgert. Schließlich mußte es ihm doch endlich einmal gelingen, diesen Herrn zu fassen.

Es gelang ihm wirklich, aber in ein wenig anderer Weise, als er es sich vorgestellt. Als er bis zu dem Hause, in dem Hilgert wohnte, gekommen war, sah er den von ihm Gesuchten auf die Straße treten. Hilgert blieb vor dem Hause einige Augenblicke unschlüssig stehen, als überlege er, welchen Weg er einzuschlagen habe, dann ging er mit kurzen hastigen Schritten in der Richtung fort, aus der Wachtelmann gekommen war. Dieser hatte eigentlich die Absicht gehabt, Hilgert zu sprechen, jetzt entschied er sich aber rein instinktiv, zunächst dem Manne unauffällig zu folgen. Statt also Hilgert, den wieder Lodenmantel, Regenschirm und ungeschützte Glatze schmückten, anzusteuern, ging Wachtelmann an ihm vorbei und betrat ein im Hause Hilgerts befindliches Blumengeschäft, um dort abzuwarten, für welche Marschrichtung sich Hilgert entscheiden würde. Da das Betreten des Blumenladens einer Motivierung bedurfte, hatte Wachtelmann auf den ersten Rosenstrauß gezeigt

und gebeten, ihn einzupacken. Da sich Hilgert in Marsch gesetzt hatte, noch ehe die Verkäuferin auf ihre Frage, ob sie Grün dazu binden sollte, eine Antwort erhalten konnte, entriß Wachtelmann dem Mädchen den Strauß in unverpacktem Zustande, drückte ihr dafür ein Fünfmärkstück in die Hand und stürzte auf die Straße. Wachtelmann hatte die Blumen zweifellos überzahlt, aber es muß zugegeben werden, daß es eine stattliche Portion Rosen war, mit denen der Pianist errötend den Spuren Hilgerts folgte.

Seine Verfolgerrolle war bald zu Ende. An einer der nächsten Ecken bestieg Hilgert eine Straßenbahn, der Wachtelmann mit einer Taxe einige Haltestellen weit folgte, bis Hilgert die Bahn verließ und ein größeres Café aufsuchte, in dem er sich in seiner wenig eleganten Aufmachung recht sonderlich ausnahm. Wachtelmann folgte ihm und nahm an einem Tisch Platz, von dem aus er Hilgert im Auge behalten konnte, ohne — wie er annahm — diesem auffallen zu können. Überhaupt war er der Ansicht, daß es ihm nicht schwer fallen könnte, die Verfolgung in unauffälliger Weise durchzuführen. Er war zwar Hilgert bereits einmal auf der Treppe begegnet, aber einerseits glaubte er, ihm dabei nicht sonderlich aufgefallen zu sein, andererseits war er ihm damals als Pianist Wachtelmann begegnet, während er jetzt Lachowski hieß, beschäftigungsloser Filmstatist war und seiner festen Überzeugung nach äußerlich wenig Ähnlichkeit mit dem Pianisten hatte. Umso überraschter war er daher, als ihm, kaum daß er einige Augenblicke auf seinem Platz saß, der Ober eine Karte überreichte, auf der zu lesen stand:

„Hans Hilgert bittet Herrn Wachtelmann, ihn im Wartesaal des Bahnhofs Charlottenburg (2. Klasse) in einer Stunde zu erwarten. Sparen Sie sich die Mühe, mir zu folgen.“

Wachtelmann kam sich nicht übertrieben intelligent vor, als er die Karte las. Zweifellos war es auch nicht übertrieben intelligent, daß er noch

immer nicht an die Überlegenheit seines Kontrahenten glauben wollte und ihm zu folgen versuchte, als er wenige Minuten, nachdem Wachtelmann die Karte gelesen hatte, aufbrach. Als der Pianist — immer noch mit seinem Blumenstrauß in der Hand — auf die Straße trat, konnte er gerade noch sehen, wie Hilgert mit einer Elastizität, die diesem Männlein mit den hastigen und nervösen Bewegungen kaum zugetraut werden konnte, auf die Straßenbahn aufsprang.

Im gleichen Augenblick hielt vor dem Eingang des Cafés ein Autobus, der den gleichen Weg wie die Straßenbahn hatte. Wachtelmann stieg in den Autobus und stellte mit Befriedigung fest, daß der von ihm gewählte Wagen schon an der nächsten Straßenkreuzung die Straßenbahn des Herrn Hilgert überholte. Da Wachtelmann sich jetzt erkannt wußte, das Versteckspielen also keinen Sinn mehr hatte, verließ er den Autobus und bestieg die Straßenbahn. Zu seiner großen Überraschung war in dieser keine Spur von Herrn Hilgert zu entdecken. Dieser mußte den Wagen schon wieder verlassen haben, als dem Pianisten durch den Autobus die Sicht auf die Bahn verdeckt gewesen war.

Wachtelmann blieb nichts anderes übrig, als in reichlich zerknittertem Zustand den Weg zum Wartesaal anzutreten. Er war nicht sicher, ob Hilgert sein Versprechen wahr machen und wirklich erscheinen würde, zumindest aber machte er sich auf eine lange Wartezeit gefaßt, da zwischen dem Empfang der Karte und seinem Eintreffen im Wartesaal kaum mehr als eine Viertelstunde vergangen war. Da Wachtelmann zu dieser Zeit seine eigene Gesellschaft nicht als übermäßig anregend empfand, war er angenehm enttäuscht, als seine Wartezeit schon nach etwa zehn Minuten ein Ende fand.

„Gut, daß Sie schon hier sind,“ redete ihn ein Herr an, der sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, an seinen Tisch setzte.

Wachtelmann hatte Mühe, in dem eleganten Herrn den sonderbaren Herrn Hilgert zu erkennen. Eine graue Perücke hatte in Verbindung mit der modernen Kleidung einen völlig anderen Menschen aus ihm gemacht. Hinzu kam, daß die Bewegungen und der Gang — den Wachtelmann freilich im Augenblick nicht beurteilen konnte — gänzlich andere waren. Aus dem gehetzten, unruhigen Auftreten war eine sichere Ruhe geworden,

die dem Manne eine kraftvolle Überlegenheit zu geben schien. Da Wachtelmann keineswegs beabsichtigte, diese Überlegenheit anzuerkennen, versuchte er nach Möglichkeit, keine Überraschung zu zeigen.

„Gut, Ihre Maske,“ stellte er im Tone eines zufriedenen Lehrers fest.

Hilgert lächelte.

„Welches halten Sie eigentlich für die Maske?“ fragte er.

„Beides sind Masken,“ stellte Wachtelmann nach einigem Überlegen fest. „Die Glatze des Herrn Hilgert in Charlottenburg ist zweifellos echt. Alles andere ist aber jetzt echt. Es ist natürlich leicht, sich zu verändern, wenn man in seiner normalen Gestalt eine Perücke trägt. Trotzdem bewundere ich Sie, daß Sie es fertig bekommen, in Ihrem Privatleben ständig den Trottel zu spielen.“

„Danke. Das sind Opfer, die man seinem Beruf schuldig ist. Sie haben sich auch nicht gerade eine sympathische Frisur ausgesucht, Herr Lachowski. — Aber wir wollen zur Sache kommen. Ich habe hier in einer Viertelstunde eine Verabredung, bei der ich Sie nicht gebrauchen kann. Wären Sie nicht vor der Zeit eingelaufen, dann hätte ich mich mit Ihnen anschließend an meine Verabredung unterhalten. So aber ziehe ich es vor, unser Gespräch vorher zum Abschluß zu bringen.“

„Bitte.“

„Ich will klipp und klar von Ihnen wissen, welches Ihre Rolle in der ganzen Angelegenheit ist?“

Wachtelmann zog es vor, keine Antwort zu geben und sein Gegenüber statt dessen nur verbindlich anzulächeln.

„Wollen Sie mir die Geschichte zusammenhängend erzählen,“ fuhr Hilgert unbeirrt fort, „oder soll ich Sie der Reihe nach fragen, was ich wissen will?“

„Fragen Sie!“ schlug Wachtelmann vor. „Ich glaube allerdings nicht, daß ich Ihnen so ohne weiteres allzuviel erzählen werde.“

„Wer weiß?“ zweifelte Hilgert. „Vielleicht kann ich Ihnen etwas für Ihre Auskünfte bieten, was für Sie nicht zu unterschätzen ist.“

„Das wäre?“

„Ihre Freiheit.“

Wachtelmann lachte laut auf, obwohl ihm gar nicht danach zumute war.

Hilgert sah sich im Lokal um, wandte sich dann mit erhobener Stimme an einen Herrn, der an einem Tisch in der Nähe des Einganges saß.

„Herr Kommissar,“ sprach Hilgert den Mann an — dann machte er eine verteufelt lange Pause, ehe er fortfuhr: „Haben Sie Feuer?“

Der Kommissar beeilte sich, Herrn Hilgert seine Streichhölzer zur Verfügung zu stellen.



„Ein zuverlässiger Beamter,“ setzte Hilgert das Gespräch mit dem Pianisten fort. „Aber Augen hat er nicht im Kopf. Wenn man ihn nicht mit der Nase darauf stößt, wird er den Pianisten Fritz Wachtelmann nicht erkennen. Und dabei hat er dessen Steckbrief in der Tasche.“

„Bin ich denn so leicht zu erkennen?“ fragte Wachtelmann, vorwiegend, um Zeit zu gewinnen.

„Ohne Hut ist es schwer. Aber wenn Sie einen Hut aufhaben und Ihre schöne Frisur nicht zur Geltung kommt, dann kann es der Kneifer allein auch nicht schaffen. Aber um zur Sache zu kommen, möchte ich mir einmal die Anfrage erlauben, ob Sie es vorziehen, gefragt zu werden oder frei zu sprechen.“

„Und wenn ich es vorziehen sollte, das Gespräch abubrechen?“

„Dann könnte ich Sie nicht daran hindern. Allerdings würde das Gespräch auf dem Polizeipräsidium fortgesetzt werden.“

„Darf ich fragen, ob ich das Interesse der Polizei Ihrer freundlichen Vermittlung verdanke?“

„Nein, damit habe ich nichts zu tun. Ich weiß nur, daß Sie denunziert wurden.“

„Wissen Sie, was man mir vorwirft?“

„Nein. Aber ich möchte Sie darauf hinweisen, daß ich hierher gekommen bin, um Fragen zu stellen und nicht, um Fragen zu beantworten.“

„Dann fragen Sie in Gottes Namen.“

„Schön. Ich freue mich, daß Sie Vernunft anzunehmen scheinen. Erste

Frage: Was bedeuten die Aufzeichnungen im Notizbuch?“

Wachtelmann war allmählich doch zu der Überzeugung gekommen, daß es keinen Sinn mehr hatte, seine Kenntnisse zu verbergen. Und so berichtete er treu und brav, was er von dem kleinen Geschäftsreisenden über die Aufzeichnungen erfahren hatte.

Hilgert hatte Mühe, ernst zu bleiben.

„Das hätte sich der Eigentümer des Büchleins kaum gedacht, daß seine harmlosen Eintragungen einen Pianisten so vollkommen aus seiner Bahn schleudern würden. Wenn man von den wenigen Stunden in dem kleinen Gasthaus bei Strausberg absieht, sind Sie doch in der letzten Zeit kaum zum Üben gekommen.“

„Ich wundere mich, daß es überhaupt noch etwas gibt, was Sie nicht wissen,“ stellte Wachtelmann fest.

Hilgert lachte:

„Damit kommen wir zur Frage zwei: Sie waren einige Tage von der Bildfläche verschwunden. Wo hielten Sie sich während dieser Zeit auf?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Hilgert und sah sich nach dem Kommissar um.

„Ich wurde gefangengehalten, weiß aber nicht, wo,“ erklärte Wachtelmann. Er war zu der Überzeugung gekommen, daß es sinnlos wäre, seinem Partner seine Gefangenschaft zu verschweigen. Allerdings dachte er an das dem Mädchen mit den Rehaugen gegebene Versprechen und verriet kein Wort über das, was er von den Todesstrahlen erfahren hat-

te. Auch von dem Mädchen selbst sprach er nicht. Da er aber seinen Bericht mit seiner Flucht beschloß, ließ es sich nicht vermeiden, daß seine Gedanken bei dem Mädchen hängen blieben, als er den Bericht beendet hatte.

Hilgert schien das Gehörte zu überdenken, wenigstens antwortete er zunächst nichts, sondern betrachtete den Pianisten schweigend, während dieser mit Bedauern feststellte, daß das Bild seiner Befreierin in seinem Gedächtnis in beängstigender Weise zu verblässen begann. Wenn er sich aber auch auf Einzelheiten ihres Äußeren kaum noch besinnen konnte, so war er doch überzeugt davon, daß er sie jederzeit wiedererkennen würde, wenn er ihr je begegnen würde. Er ahnte nicht, wie bald er Gelegenheit haben sollte, seine Ansicht zu überprüfen, und er glaubte zu träumen, als er den Gegenstand seiner Träume den Wartesaal betreten sah.

Das Mädchen, dessen Existenz er soeben noch seinem Gegenüber verheimlichen zu müssen glaubte, kam direkt auf Herrn Hilgert zu und begrüßte erst diesen und dann Wachtelmann freundlich. Sie setzte sich an den Tisch und bestellte einen Kaffee. Die Zeit, bis ihr dieser gebracht ward, verging mit nichtssagenden Bemerkungen über das Wetter und Ähnliches. Als dann der Kaffee vor ihr stand, verstummte das Gespräch, und das Mädchen sowohl wie Hilgert sahen den Pianisten erwartungsvoll an. Zweifellos warteten beide darauf, daß Wachtelmann freiwillig Anstalten treffen würde, sich zu empfehlen.

Wachtelmann traf keine Anstalten, konnte es aber nicht vermeiden, daß ihn das Angestarrtwerden peinlich berührte. In seiner Verlegenheit fiel sein Blick auf seinen Rosenstrauß, den er neben sich auf einen leeren Stuhl gelegt hatte. Ohne jeden Kommentar überreichte er den Strauß mit einer Verbeugung der jungen Dame.

Wachtelmann konnte bemerken, wie das junge Mädchen errötete, und das gab ihm seine Sicherheit wieder, die auch nicht dadurch wieder ins Wanken geraten konnte, daß Herr Hilgert in ganz niederträchtiger Weise grinste.

Immerhin brachte dieses Grinsen den Pianisten dazu, über die möglichen Beziehungen zwischen Hilgert und dem Gegenstand seiner Verehrung nachzudenken. Da es ihm kein Vergnügen bereitete, sich diese Beziehungen besonders herzlich auszumalen, rechnete er damit, daß die Anwesenheit des Kommissars etwas mit der des Mädchens zu tun haben könnte. Er wollte das Mädchen warnen, und da ihm kein anderer Weg einfiel, erhob er sich unvermittelt und ging zum Tisch des Kommissars.

„Können Sie mir vielleicht sagen, wie spät es ist, Herr Kommissar?“ Das fragte er so laut, daß die Anrede unbedingt von dem Mädchen verstanden werden mußte.

Der Kommissar sah ihn ebenso erstaunt an wie das Mädchen und zeigte statt einer Antwort auf die große, weithin sichtbare Normaluhr an der Wand.

„Verzeihung,“ sagte Wachtelmann und kehrte auf seinen Platz zurück.

Hilgert war allem Anschein nach der einzige, der Wachtelmanns Absicht sofort erkannte.

„Der Beamte ist zum Schutz von Fräulein Wegener hier,“ stellte er lachend fest, und auf diese Weise erfuhr Wachtelmann wenigstens den Familiennamen seiner Befreierin.

„Im übrigen,“ fuhr Hilgert fort, „würde ich Ihnen raten, nicht unnötigerweise die Aufmerksamkeit des Kommissars zu erregen. Ich erwähn-

te wohl schon, daß er einen interessanten Steckbrief bei sich haben dürfte. Ich möchte darauf hinweisen, daß Fräulein Wegener Sie auch ohne Hut erkannt hat.“

Jetzt erst kam Wachtelmann seine, wie ihm schien, reichlich lächerliche Maskerade zum Bewußtsein, und der Gedanke, mit seinem kahlraierten Schädel und seinem Kneifer vor dem Mädchen zu stehen, raubte ihm wieder jede Sicherheit, so daß er keinerlei Einwände erhob, als Hilgert ihm hinreichend

deutlich zu verstehen gab, daß er zurzeit im Wartesaal völlig überflüssig wäre.

„Wir haben hier einiges zu besprechen, was nicht für fremde Uhren bestimmt ist. Ich möchte Ihnen noch für Ihre freundlichen Auskünfte danken. Wenn Sie mich morgen abend in meiner Wohnung besuchen wollen, kann ich meiner Dankbarkeit vielleicht dadurch Ausdruck geben, daß ich meinerseits Ihnen einiges mitteile, was für Sie von Interesse sein kann.“ „Um wieviel Uhr?“ fragte Wachtelmann. „Seien Sie kurz vor acht Uhr bei mir,“ schlug Hilgert vor und drückte ihm zum Abschied die Hand.

„Und wann darf ich Sie wiedersehen?“ wandte der Pianist sich an das Mädchen.

„Nach dem ersten Februar,“ sagte sie, und diese Worte wurden in so ernstem Tone gesprochen, daß Fritz Wachtelmann keinen Widerspruch wagte.

Erst als er den Wartesaal schon verlassen hatte, kam er zu dem Entschluß, daß er diese Gelegenheit, den Aufenthalt des Mädchens festzustellen, nicht vorbeigehen lassen konnte. Er postierte sich daher so in

der Nähe des Wartesaales, daß er die Tür stets im Auge behalten konnte. Zuvor hatte er sich eine Stadtbahnkarte und eine Bahnsteigkarte für die Fernzüge besorgt, um die beabsichtigte Verfolgung nicht aufgeben zu müssen, falls die von ihm Verfolgte auf einem Bahnsteig verschwinden sollte.

Wachtelmann mußte eine halbe Stunde warten, bis das Mädchen ohne Begleitung den Wartesaal verließ. Sie lief — anscheinend ziellos — einige Minuten in der Bahnhofshalle hin und her, trat auf die Straße hinaus, kehrte wieder um, stand eine Weile an einem Schalter, dann wieder am Zeitungsstand, und einmal schien es Wachtelmann, als träfe ihn ein belustigter Blick aus ihren Augen. Er redete sich aber ein, sich getäuscht zu haben, und er gab sich der Hoffnung hin, daß sie von seiner Verfolgung nichts bemerkt hätte. Von einer anderen Verfolgung hatte sie zweifellos Kenntnis genommen, denn Wachtelmann beobachtete, wie ein Herr von dem Mädchen freundlich begrüßt wurde, und als Wachtelmann sich diesen Herrn näher ansah, erkannte er den Kommissar aus dem Wartesaal. Seinem verlegenen Gesicht entnahm Wachtelmann, daß es ihm keineswegs angenehm war, von dem Mädchen erkannt zu sein.

Inzwischen war die Verfolgte wieder einmal auf die Straße getreten, und zwar diesmal durch den Ausgang, vor dem die Wagen der Abreisenden vorzufahren pflegen. Gerade, als das Mädchen hinaustrat, war eine Taxe vorgefahren, und eine anscheinend schon ältere Dame schickte sich an, den Wagen zu verlassen, während der Schofför damit beschäftigt schien, einen neben ihm stehenden Koffer aus dem Wagen zu heben. Urplötzlich aber veränderte sich das Bild. Der Schofför ließ den Koffer da, wo er war, hatte die Hände am Steuer, und ehe den Zusehenden die Veränderungen überhaupt zum Bewußtsein gekommen waren, befand sich der Wagen bereits in Fahrt. Im letzten Augenblick

war das Mädchen mit den Rehaugen in den Wagen gesprungen, wobei ihr die ältere Dame hilfreich zur Seite stand.

Wachtelmann war so verblüfft, daß er nicht einmal dazu kam, sich die Nummer des Wagens zu merken. Ein gewisser Trost für seinen Mißerfolg war ihm die Tatsache, daß der sicher in derlei Angelegenheiten weit erfahrenere Kommissar ebenso hereingefallen war wie er. Wachtelmann sah ihn fluchend nach einem freien Wagen suchen, und als er sich endlich in der Richtung, in der das Mädchen verschwunden war, in Bewegung setzte, da war es augenscheinlich, daß er nur noch geringe Hoffnung haben konnte, den Anschluß zu finden.

Wachtelmann sollte aber noch eines weit wirksameren Trostes teilhaftig werden. Er wollte sich schon langsam auf den Nachhauseweg machen, als ihm jemand von hinten die Hand auf die Schulter legte. Er blieb regungslos stehen und wagte nicht, sich umzudrehen, da er gar nichts anderes denken konnte, als daß er wieder einmal verhaftet werden sollte. Dieser Eindruck wurde noch dadurch verstärkt, daß die unbekannte Person in seinem Rücken ihn mit „Herr Wachtelmann“ anredete.

Da er sich immer noch nicht umwandte, mußte der Mann hinter ihm sich dazu bequemen, Wachtelmanns Vorderfront zu erreichen. Wachtelmann sah einen Gepäckträger vor sich.

Zunächst dachte er immer noch an einen Kriminalbeamten, und erst als der Mann ihm einen Brief mit der Aufschrift „Wachtelmann“ übergeben hatte, sah er ein, daß diesmal seine Befürchtungen unbegründet gewesen waren. Der Gepäckträger wartete, bis Wachtelmann das Briefchen geöffnet und gelesen hatte, und sein Warten sollte sich für ihn lohnen. Er erhielt für seine Botschaft alles Kleingeld, das der Pianist bei sich hatte.

Der Inhalt des Briefes war kurz:

„Sie werden wenig Erfolg mit Ihrer Verfolgung haben. Aber ich fliehe nicht vor Ihnen. Wenn Sie mich wiedersehen wollen, erwarten Sie mich morgen zwischen fünf und sechs an der Stelle, an der Sie mich heute aus den Augen verlieren werden.

L. Wegener.“

## *12. Kapitel.*

Wachtelmann hatte nicht die Absicht, an diesem Abend die Gesellschaft Meckes lange zu ertragen. Die verabredete Zusammenkunft mußte er allerdings einhalten, da er fast mit Sicherheit erwartete, von seinem amüsanten Bundesgenossen die Adresse des Radioladens zu erfahren. Er hatte sich in seinem Vertrauen zu den Fähigkeiten Meckes nicht getäuscht und erfuhr, daß sich am Roseneck in Schmargendorf seit einigen Monaten ein Laden befand, der allem Anschein nach mit dem von Wachtelmann beschriebenen identisch war.

Mecke erbot sich, seinen Schützling am anderen Morgen hinzuführen, um ihm Gelegenheit zu geben, sich davon zu überzeugen, daß es sich um den richtigen Laden handelte. — Es traf sich günstig, daß Mecke selbst für den Abend etwas vorhatte — worum es sich dabei handelte, wollte er nicht verraten —, so daß Wachtelmann sich, ohne seinen Verbündeten kränken zu müssen, von ihm verabschieden konnte.

Wachtelmann hatte sich seit langem nicht so glücklich gefühlt wie an diesem Abend. Die Hauptschuld trug naturgemäß das Bewußtsein, daß



er am folgenden Tage aller Voraussicht nach Gelegenheit haben sollte, das Mädchen mit den Rehaugen wiederzusehen. Auch waren es einige Erlebnisse des vergangenen Nachmittages, die zur Erhöhung seiner Stimmung beitrugen, als er sich ins Gedächtnis zurückrief, so etwa die Tatsache, daß das Mädchen sich nicht von dem Rosenstrauß getrennt hatte, als sie in das anfahrende Auto gesprungen war.

Den größten Teil des Abends verbrachte der Pianist damit, über den Vornamen der jungen Dame Mutmaßungen anzustellen. Der von ihr geschriebene Brief war mit L. Wegener unterzeichnet gewesen. Wachtelmann kam zu der Überzeugung, daß von den ihm einfallenden, mit L beginnenden Namen Lore am besten zu ihr passen würde.

Am nächsten Morgen konnte er sich davon überzeugen, daß Mecke tatsächlich den richtigen Laden ausfindig gemacht hatte. Der Verkaufsraum deckte sich völlig mit dem Bilde, das Wachtelmann in seinem Gedächtnis bewahrt hatte. Den im Laden anwesenden Verkäufer glaubte Wachtelmann allerdings noch nie gesehen zu haben. Mecke unterhielt sich im Auftrage Wachtelmanns mit dem Portier und einigen Hausbewohnern und erfuhr dabei, daß der Besitzer des Ladens durch sein Experimentieren in den zu dem Laden gehörenden Räumen bereits aufgefallen war, so daß Wachtelmann ganz sicher sein konnte, den richtigen Laden vor sich zu haben. Er beschloß, den Laden durch sein Detektivbüro überwachen zu lassen und berichtete Mecke von diesem Entschluß. Er war angenehm überrascht, als Mecke sich bereit erklärte, zumindest für die nächsten Tage, an denen er nichts Wichtiges vorhätte, die Bewachung selbst zu übernehmen. Aus zweierlei Gründen war diese Lösung für Wachtelmann angenehm. Einerseits war es für ihn als steckbrieflich gesuchten „Verbrecher“ nicht ganz unbedenklich, sich mit einer Agentur in Verbindung zu setzen, andererseits aber erklärte sich Mecke überraschenderweise bereit, die Aufgabe ohne sofortige

Barzahlung auszuführen. Das war nicht ohne Wichtigkeit, da die Bargeldvorräte des Pianisten, die bis zum ersten Februar reichen mußten, ihrem Ende entgegengingen. Er hatte zwar noch einige hundert Mark auf der Bank, wagte aber nicht, das Geld abzuheben. Mecke mußte nach den wenigen Andeutungen, die Wachtelmann ihm über seine Lage gemacht hatte, zu der Überzeugung gekommen sein, daß Wachtelmann wirklich unschuldig verdächtigt wurde, und daß er früher oder später tatsächlich in der Lage sein würde, ihn für seine Tätigkeit zu honorieren. Wachtelmann selbst zog es vor, sich trotz seiner Verkleidung nicht allzu lange in der Nähe des Ladens aufzuhalten. Mecke wollte einige seiner Freunde zur Unterstützung heranziehen, um nicht nur den Laden ständig unter Bewachung halten zu können, sondern um auch die dort Ein- und Ausgehenden zu verfolgen. Wachtelmann selbst machte sich auf den Weg, um die Freunde Meckes herbeizurufen. Er hatte von diesem einen Brief erhalten, den er dem Wirt des Lokals übergeben mußte, in dem sie am ersten Abend ihrer Bekanntschaft die Verwandlung des Pianisten Wachtelmann in den Filmstatisten Lachowski gefeiert hatten, und in dem sie sich am nächsten Abend wieder getroffen hatten. Hecke versicherte seinem Auftraggeber, daß die Hilstruppen spätestens eine Stunde nach Ablieferung des Briefes auf dem Kriegsschauplatz eintreffen würden.

Nach Übergabe der Benachrichtigung blieb Wachtelmann, wie es weiterhin verabredet worden war, in seinem möblierten Zimmer, um bis zu seinem Aufbruch zum Rendezvous telefonische Meldungen Heckes entgegennehmen zu können.

Eine derartige Meldung war nicht eingelaufen, als er sich rechtzeitig auf den Weg zum Bahnhof Charlottenhurg machte. Unterwegs erstand er trotz seiner sich bereits fühlbar machenden Geldknappheit eine Orchidee, auf deren Auswahl er mehr Zeit verwandte, als zum Kauf der

Rosen am vergangenen Tage.

Fünf Minuten vor fünf stand er bereits in der Bahnhofshalle. Großen Kummer bereitete es ihm, daß er es nicht wagen durfte, sich ohne Kneifer zu zeigen. Er mußte etwa zehn Minuten warten, bis ihm derselbe Dienstmann, der das bereits am Tage zuvor getan hatte, einen Brief überreichte. Wachtelmann las: „Wenn Sie mich sehen wollen, dann suchen Sie den Zahnarzt Dr. Rauscher, Augusta-Victoria-Straße 10, auf.

L. W.“.

In der Augusta-Victoria-Straße öffnete ihm ein Mädchen und führte ihn, nachdem er abgelegt hatte, in ein Wartezimmer, das sich in nichts von der überwiegenden Mehrzahl aller ärztlichen und zahnärztlichen Wartezimmer unterschied. Wachtelmann hatte gerade begonnen, in einem Heft des „Simplicissimus“ zu blättern, als er es draußen klingeln hörte und unmittelbar darauf — noch in Hut und Hantel — Fräulein Wegener das Zimmer betrat.

Wachtelmann sprang auf und überreichte ihr seine Orchidee, und da ihm nichts anderes einfiel, eröffnete er das Gespräch mit der Frage:

„Darf ich meinen Kneifer abnehmen und meinen Hut aufsetzen?“

Es dauerte ein Weilchen, bis das Hädchen sich soweit von ihrem Lachen erholt hatte, daß sie feststellen konnte:

„Sie sind eitel, mein lieber Freund!“

„Es scheint so zu sein,“ gab Wachtelmann zu, „vor allem aber möchte ich ehrlich und offen mit Ihnen reden, und das kann ich nicht, wenn ich dauernd an meine Maske denken muß. Wenn ich den Hut aufhabe, dann sieht man nichts von meiner Veränderung, und dann vergesse ich

selbst sie vielleicht auch.“

Das Mädchen hatte inzwischen eine Klingel gefunden und geläutet. Das Mädchen, das Wachtelmann geöffnet, trat ein. Fräulein Wegener schienen gewohnt, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Sie bat, ihr Wasser für die Blume zu besorgen und außerdem dem Pianisten seinen Hut aus dem Vorraum zu bringen.

„Ich habe noch gar nicht für die Orchidee gedankt,“ stellte sie fest, als das Mädchen wieder das Zimmer verlassen hatte. „Und auch für die Rosen muß ich mich noch bedanken. Wie kam es eigentlich, daß Sie die auf Lager hatten? Sie konnten doch wirklich nicht ahnen, daß Sie mich sehen würden. Haben Sie immer einen Strauß bei sich?“

„Nein,“ sagte Wachtelmann, „aber ich werde das vielleicht jetzt einführen. Denn ich hoffe, daß ich Sie jetzt öfter sehen darf.“

„Ich glaube, diese Hoffnung wird nicht in Erfüllung gehen – wenigstens nicht vor dem ersten Februar.“

„Welcher Tatsache verdanke ich es denn, daß ich Sie heute sehen darf?“

„Das hat drei Gründe,“ antwortete das Mädchen ein wenig zögernd, „ich will mit dem zweiten beginnen: Ich wollte Sie warnen, Herr Wachtelmann, Sie spielen ein sehr gefährliches Spiel. Ich nehme an, Sie sind sich dessen nicht bewußt. Und ich kann Ihnen nicht warm genug empfehlen, bis zum Anfang des nächsten Monats von der Bildfläche zu verschwinden.“

„Am besten wäre es, ins Ausland zu fahren,“ ergänzte Wachtelmann lächelnd und mußte an die Ratschläge seines Freundes Golle denken.

„Sehr richtig!“ stimmte seine Partnerin ihm bei.

„Aber ich gedenke nicht zu verreisen. Im übrigen ist der Rat, ins Ausland zu verschwinden, nicht originell. Ein Freund von mir hat mir dasselbe geraten.“

„Und warum folgen Sie diesem Rat nicht?“

„Weil ich besorgt bin.“

„Gerade deswegen sollten Sie sich in Sicherheit bringen.“

„Aber ich bin doch um Sie besorgt!“

Das Mädchen war sehr ernst geworden.

„Und das ist der Grund dafür, daß Sie sich nicht zurückziehen?“ fragte sie.

„Natürlich. Ich habe das Gefühl, daß ich Ihnen helfen könnte.“

„Sie sollten mir glauben, daß Sie das nicht können. Aber ich freue mich aufrichtig über —“ sie war offensichtlich verlegen geworden und geriet ins Stottern. Es läßt sich nicht verheimlichen, daß Wachtelmann sich darüber freute, und seine Freude erreichte ihren Höhepunkt, als sie fortfuhr:

„Und zum Dank dafür will ich Ihnen verraten, daß der dritte Grund für unser Zusammensein der war, daß ich Sie wiedersehen wollte.“

Jetzt wurde Wachtelmann verlegen, und da er Angst hatte, es wäre ihm anzusehen, fragte er schnell:

„Und der erste Grund?“

„Haben Sie Geduld. Ich werde bestimmt nicht vergessen, darauf zu-

rückzukommen.“

Jetzt kamen die Minuten des großen Schweigens. Wachtelmann wußte später nicht, wieviel Minuten das gewesen waren. Die beiden jungen Leute saßen sich gegenüber und sahen sich an, ohne zu sprechen, und zum mindesten Wachtelmann war restlos glücklich.

Das Schweigen fand ein Ende dadurch, daß eine Tür geöffnet wurde und ein junger Mann in weißem Kittel sichtbar wurde, der die beiden im Wartezimmer fragend ansah. Wachtelmann sprang verwirrt auf und blickte abwechselnd auf den Mann im Kittel und auf das Mädchen, bis dieses freundlich erklärte:

„Bitte, mein Herr, Sie sind der nächste.“

Vollkommen aus der Fassung gebracht, folgte Wachtelmann dem Kittelmenschen in das benachbarte Ordinationszimmer. Als er gebrauchsfertig im Operationsstuhl lag, wurde er teilnahmsvoll gefragt: „Na, wo fehlt's denn?“ Wachtelmann stammelte: „Eigentlich nirgends. Ich wollte nur einmal meine Zähne nachsehen lassen. Von Zeit zu Zeit soll man das tun.“

„Eine sehr vernünftige Auffassung,“ lobte der Mann im Kittel. „Wenn alle so denken würden, dann könnten wir Zahnärzte einpacken. Vom Nachsehen allein können wir nicht leben und größere Fälle würde es dann nicht geben.“

Während dieser und einiger weiterer, dem Pianisten ebensowenig interessanter Betrachtungen stocherte der gesprächige Herr mit allerlei glitzernden Instrumenten in der Mundhöhle seines Patienten wider Willen herum. Diesem erschien das alles reichlich überflüssig, und er hatte nur den einen Gedanken, ob das Mädchen im Nebenzimmer am

Schluß der Behandlung noch vorhanden sein würde.

Wachtelmann hatte nicht recht auf die Worte des ihn behandelnden Mannes gehört, vielleicht hatte er infolgedessen eine die weiteren Handlungen einleitende Bemerkung überhört, vielleicht war eine derartige Bemerkung auch gar nicht gefallen, zumindest war er aufs höchste überrascht, als sich in seinem Munde plötzlich ein Instrument befand, das es ihm unmöglich machte, den Mund zu schließen oder ein Wort hervorzubringen.

Zugleich hörte er die beruhigenden Worte:

„Wie gesagt, Sie hätten früher kommen müssen. Jetzt hilft das nichts, die beiden Zähne müssen raus. Bleiben Sie still liegen, ich arbeite immer ohne Betäubung. Schließlich sind Sie kein kleines Mädchen.“

Wachtelmann wußte nicht genau, wie sich ein kleines Mädchen in seiner Lage verhalten hätte, er selbst aber machte die lebhaftesten Versuche, sich durch Worte verständlich zu machen. Er hatte seit Jahren keinerlei Zahnbeschwerden irgendwelcher Art gehabt und verspürte wenig Lust, so ohne weiteres zwei Zähne zu opfern. Durch die zufällig gerade in seinem Munde befindlichen Metallgegenstände war er außerstande, mehr als unartikulierte Laute hervorzubringen, so daß es dem über ihn geneigt arbeitenden Manne nicht, weiter zu verdenken war, wenn er den Sinn der Ausführungen seines Patienten anscheinend mißverstand.

Wachtelmann versuchte aufzuspringen, hatte damit aber wenig Erfolg, da es dem Mann im Kittel nur geringe Mühe bereiten konnte, ihn in seiner höchst unvorteilhaften Rückenlage auf dem Stuhle festzuhalten.

„Es ist ja nicht so schlimm,“ beruhigte er den Pianisten, „geht ja schnell

vorbei. Tut wirklich gar nicht weh.“

Allem Anschein nach wäre es Wachtelmann nie geglückt, sich zu befreien, wenn nicht unerwarteterweise in seiner unmittelbaren Nähe ein fröhliches Lachen zu hören gewesen wäre, das seinen Peiniger veranlaßte, von ihm zu lassen.

Jetzt gelang es Wachtelmann aufzustehen. Neben dem Kittelmann stand das Mädchen mit den Rehaugen, sie hatte einen Arm auf dessen Schulter gelegt und bemühte sich vergeblich, gegen ihr Lachen anzukämpfen. Das Aussehen des Pianisten, der mit einem halben Klempnerladen in seinem Munde vor ihr stand und sie verständnislos anstarrte, war auch nicht dazu angetan, ihrem Lachen ein schnelles Ende zu bereiten.

Als er versuchte, seinen Mund zu befreien, kam ihm der lebenswürdige Herr im Kittel zu Hilfe. Wachtelmann wunderte sich, als er die kleine Klammer sah, die seine Kiefer auseinander gehalten hatte. Er hatte sich das Ding wesentlich größer vorgestellt.

„Das ist Fred,“ stellte das Mädchen den jungen Mann an ihrer Seite vor, als sie ihres Lachens einigermaßen Herr geworden war. „Er hat es ein wenig weit getrieben,“ fügte sie hinzu, „aber nehmen Sie es ihm nicht übel, es war bestimmt nicht so böß gemeint.“

„Bestimmt nicht,“ bestätigte der junge Mann. „Die Gelegenheit war so verlockend, ein bißchen Theater zu spielen, da konnte ich nicht widerstehen. Ich hoffe, daß Sie Spaß verstehen. Ich freue mich wirklich, Sie kennenzulernen.“

„Ich auch,“ behauptete Wachtelmann — nicht ganz der Wahrheit gemäß, „es war mir ein Vergnügen.“



„Nehmen Sie doch, bitte. Platz,“ bat der als Fred vorgestellte Mann im Kittel.

„Wenn es nicht im Operationsstuhl zu sein braucht, gern.“

Als sich die drei um einen kleinen, gemütlichen Tisch gesetzt hatten, und ihnen von dem bereits erwähnten dienstbaren Geist ein ausgezeichneter Mokka serviert worden war, gingen der angebliche Zahnarzt und die junge Dame von der harmlosen Konversation, an der sich Wachtelmann kaum beteiligt hatte, endlich dazu über, von dem Zweck des Zusammenseins zu sprechen.

„Hast du eigentlich schon mit Herrn Wachtelmann gesprochen?“ fragte Fred seine Partnerin.

„Ja. ich habe ihn gebeten, sich nicht die Finger zu verbrennen.“

„Da hast du recht daran getan. Hast du ihn auch um die kleine Auskunft gebeten?“

„Nein, noch nicht.“

„Dann kann ich es ja machen. Sie würden uns nämlich zu Dank verpflichten, wenn Sie uns verraten würden, wodurch Sie das Interesse der Gesellschaft erregen, aus deren Händen wir Sie befreien?“

„Sie haben mich befreit?“ fragte Wachtelmann überrascht.

„Natürlich. Dachten Sie denn, daß Lotte das allein fertig gebracht hat?“ fragte Fred zurück.

„Wenn Sie mir über diese Befreiung etwas erzählen könnten, dann will ich Ihnen auch gern verraten, wie ich in die Geschichte hineingeraten

bin,“ sagte Wachtelmann, dabei dachte er aber an etwas ganz anderes. Er hatte zum ersten Male den Vornamen des jungen Mädchens erfahren. Also Lotte hieß sie! Er hatte an Lore gedacht, mußte sich jetzt aber gestehen, daß Lotte doch weit besser zu ihr paßte.

„Einverstanden,“ erklärte Fred. „Sie werden wohl wissen, daß Lotte — ebenso wie Sie — in die Hände der Bande gefallen ist. Selbstverständlich mußte ich sie herausholen. Einfach war das nicht. Aber mit Hilfe eines sympathischen Gases, das wunderbar einschläfernd wirkt, ohne irgendwelche Nachwirkungen zu hinterlassen, gelang es. Lotte hatte nun während ihrer kurzen Gefangenschaft erfahren, daß Sie ihr Schicksal teilten. Sie hat daher dafür gesorgt, daß Sie mitgenommen wurden. Lotte hat sich dann von Ihnen verabschiedet, nachdem Sie ihr versprochen hatten, vor dem ersten Februar kein Einschreiten der Behörden zu veranlassen. Nachdem ich Sie jetzt kennengelernt habe, sehe ich ein, daß Lottes Vertrauen auf Ihr Versprechen gerechtfertigt war. Damals sah es auch so aus, als könnte es uns mehr oder weniger gleichgültig sein, was Sie in unsere Kreise geführt hat. Inzwischen aber hat sich das Bild ein wenig geändert, — wir haben jetzt nämlich den Eindruck, als habe sich der Kreis in einer uns nicht angenehmen Weise vergrößert. Es scheinen jetzt mit einem Male mehr Personen in unserem kleinen Spiel aufzutreten, als wir vorgesehen hatten. Das beunruhigt uns naturgemäß, zumal einige dieser Personen Rollen zu spielen scheinen, die uns gar nicht in unseren Kram passen. Das ist auch der Grund, weshalb wir Sie hierher bemüht haben und Sie um Ihren Bericht bitten.“

Es dauerte ein Weilchen, bis Wachtelmann sich zu einer Antwort auffaffen konnte. Er hatte zuviel Neues erfahren und mußte es erst einigermaßen verarbeiten, ehe er wieder handlungsfähig wurde. Auch hatte er sich noch nicht völlig von der kurzen, aber so energischen zahnärztlichen Behandlung erholt, als dieser Fred mit seinen Enthüllungen be-

gonnen hatte. Aber da war noch etwas, von dem er sich um diese Zeit noch nicht erholt hatte, und das war die Erkenntnis, daß dieser Fred, zu dem Lotte „Du“ sagte und dem sie ihren Arm um die Schulter legte, daß dieser Fred existieren mußte. An die Möglichkeit der Existenz eines derartigen jungen Mannes hatte er nicht im entferntesten gedacht.

Zwar hatte er angenommen, daß sich das Mädchen in einer Gesellschaft befände, die auf jeden Fall bedenklicher schien als die des jungen Zahnarztes, aber wenn er auch nie gewußt hatte, wie er sich die Anwesenheit des Mädchens im Hauptquartier des „Radiohändlers“ erklären sollte, so hatte er doch nie daran gezweifelt, daß diese Anwesenheit durch Bande anderer Art erklärt werden müßte als die, die sie augenscheinlich an den jungen Mann namens Fred fesselten. So leid es ihm tat, Wachtelmann mußte zugeben, daß sein Rivale keineswegs unsympathisch war. Jetzt erkannte er auch, daß er ihm schon einmal begegnet war: In Begleitung dieses Mannes war Lotte gewesen, als er ihr zum ersten Male im „Café Silberfalter“ begegnet war. Wachtelmann riß sich zusammen. Er war also zu spät gekommen, daran war nun einmal nichts zu ändern. Er hatte plötzlich nur noch den Wunsch, das Zusammensein so schnell wie möglich zu beenden. Überhaupt wollte er seine Teilnahme an der ganzen verrückten Angelegenheit endgültig zum Abschluß bringen. Nachdem er erfahren hatte, daß Lotte gar nicht zu der Bande des Radiohändlers gehörte, daß sie stattdessen gefangen gehalten und von Fred befreit worden war, und daß er selbst seine Freiheit lediglich der Tatsache verdankte, daß er des Mitnehmens für wert befunden worden war, nachdem er dies alles erfahren, fühlte er auch nicht mehr die Besorgnis um das Mädchen, die allein ihn — wie er sich jetzt wieder einzureden bemüht war — veranlaßt hatte, ihre Nähe zu suchen, um ihr gegebenenfalls helfen zu können.

Er hatte den beiden versprochen, sein Geheimnis preiszugeben, und er

war bereit, sein Versprechen zu halten. Er begann also, anfangend mit der Geschichte des sonderbaren Kalenders, der Reihe nach von seinen Erlebnissen zu berichten.

Als er am Ende war, fragte er, ob seine Zuhörer noch etwas wissen wollten. Fred erkundigte sich, merkwürdig eingehend, nach Golle. Wachtelmann hatte die Unterredung mit seinem Freunde nur kurz gestreift, da er der Ansicht war, daß sie, nachdem ihm Golle jede Mitarbeit verweigert, kaum etwas mit der Angelegenheit zu tun hatte. Um so erstaunter war er über das Interesse Freds an seinem Freunde.

Nachdem er alles, was er von Golle zu berichten wußte, verraten hatte, erhob er sich unvermittelt und verabschiedete sich. Lotte sah ihn erstaunt an, und auch Fred schien überrascht.

Da es inzwischen Zeit geworden war, Hilgert den versprochenen Besuch abzustatten, nahm er sich eine Taxe, um rechtzeitig in die Schloßstraße zu kommen. Er wollte Hilgert um Aufklärung bitten, ihm aber zugleich mitteilen, daß er nicht weiter die Absicht habe, an dem geheimnisvollen Spiel mitzuwirken. Da er sich aber immer noch an das Versprechen gebunden fühlte, bis zum ersten Februar zu schweigen, war er sich klar darüber, daß er einer Begegnung mit der Polizei aus dem Wege gehen, also solange diese sich für ihn interessierte, von der Bildfläche verschwinden mußte, genau so wie es ihm Lotte und vor ihr Golle geraten hatten. Dazu war es aber zweifellos nötig, zuvor seine bedenklich zur Neige gegangenen Barbestände zu ergänzen. Da er einen Besuch bei seiner Bank nicht wagen konnte, fiel ihm wieder sein Freund Golie ein. Jetzt, da er entschlossen war, dessen Ratschläge zu folgen, stand einer Wiederaufnahme der Beziehungen nichts im Wege. Als er in seiner Taxe an einem Postamt vorbeikam, ließ er halten und verlangte telefonisch die Nummer Golles. Er erfuhr von Goiles Mechaniker, daß sein Freund seit drei Tagen verreist wäre, ohne eine Adresse

hinterlassen zu haben.

„Ich dachte, Golle steckt mitten in der Arbeit,“ fragte Wachtelmann.

„Det is et ja,“ jammerte der Mechaniker, „ick versteh' ooch nich, wie er jrade jetzt türmen konnte!“

Nachdenklich verließ Wachtelmann die Zelle, ihn erwartete eine große Überraschung, denn er stieß, noch ehe er das Postamt verlassen hatte, mit Mecke zusammen.

„Welch ein Zufall,“ begrüßte ihn Mecke. „Deinem Gesicht nach scheinst du dich allerdings wenig zu freuen.“

„Ich habe keine Zeit,“ entschuldigte sich Wachtelmann, der wenig Lust zu einer Unterhaltung verspürte.

„Wenigstens könntest du mich fragen, ob ich nichts Neues für dich habe.“

„Morgen früh,“ wollte Wachtelmann ihn beruhigen.

Er trat auf die Straße und mußte feststellen, daß sein Wagen nicht mehr zu sehen war, trotzdem er ihn hatte warten lassen und auch noch nicht bezahlt hatte.

Suchst du deinen Wagen ?“

„Natürlich.“

„Ich habe ihn nämlich weggeschickt.“

„Aber ich brauche ihn doch!“

„Ich werde dir einen andern suchen.“

„Darf ich fragen, was das zu bedeuten hat?“

„Natürlich darfst du. Das war doch keine richtige Taxe. Das war ein Kerl aus dem Radioladen, den ich für dich bewacht habe. Ich glaube nicht, daß er dich richtig ans Ziel gebracht hätte.“

„Woher wissen Sie denn das?“

„Mecke weiß alles.“

Inzwischen hatte Mecke einen Wagen angerufen.

„Hier darfst du einsteigen,“ sagte er gnädig.

Wachtelmann wunderte sich, daß Mecke wußte, wo er hinfahren wollte und dem Schofför als Ziel die Wohnung Hilgerts angeben konnte.

Ehe der Wagen sich in Bewegung setzte, stellte Mecke vorwurfsvoll fest:

„Wenigstens ‚danke‘ könnte der Herr zu mir sagen.“ Und es schien Wachtelmann, als ob sein Beschützer dabei ganz niederträchtig grinste.

„Morgen früh,“ wiederholte Wachtelmann. „Kommen Sie morgen früh zu mir.“

Ohne Schwierigkeiten erreichte er die Behausung Hilgerts, und dieses Mal wurde er auch von der gestrengen Haushälterin eingelassen. Allerdings mußte er in der Diele einige Augenblicke warten. Dann öffnete sich eine Tür, Hilgert wurde sichtbar und mit ihm ein Herr, der sich von ihm kühl verabschiedete. Zunächst drehte dieser Herr dem Pianisten den Rücken zu, als er sich aber umdrehte, mußte Wachtelmann se-

hen, daß dieser Besucher des Herrn Hilpert niemand anders war, als sein angeblich verreister Freund Golle. Golle winkte ihm zu, als er, ohne sich aufhalten zu lassen, an ihm vorbeiging, und es schien ihm, als ob auch Golle niederträchtig grinste.

„Kopf hoch!“ rief Golle ihm zu, als er die Wohnung verließ.

Hilgert empfing den wieder einmal völlig aus der Fassung geratenen Wachtelmann ohne Maske, das heißt, mit der Perücke.

„Sie machen einen ziemlich verwirrten Eindruck,“ begann er das Gespräch.

„Ich glaube, ich habe allen Grund dazu.“

„Das kommt davon, wenn man seine Finger in Angelegenheiten steckt, die einen nichts angehen,“ belehrte ihn Hilgert.

„Das ist vorbei. Ich will mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben.“

„Das ist vernünftig. Meinen Sie aber, daß Sie sich jetzt so ohne weiteres zurückziehen können?“

„Ich denke doch!“

„Wissen Sie denn überhaupt, was gespielt wird?“

„Einigermaßen.“

„Dann erzählen Sie mir einmal, was Sie wissen. Danach werde ich Ihnen auch etwas erzählen, das habe ich Ihrem Freunde, Herrn Golle, versprechen müssen.“

„Soweit ich die Sache begriffen habe, ist da von irgend jemand eine scheußliche Geschichte erfunden worden, und Sie wollen diese Erfindung kaufen. Eine andere Stelle will Sie daran hindern. Und genau in der Mitte, zwischen den beiden Parteien, steht meine Wenigkeit. Stimmt das?“

„Ungefähr, Sie wissen wesentlich besser Bescheid, als ich angenommen hatte. Es würde mich nun vor allem interessieren, was Sie von der Partei wissen, die Ihrer Meinung gegen mich ist!“

„Nun, ich weiß, daß ich dieser Seite meine Gefangenschaft zu verdanken habe und daß mir auch von dem liebenswürdigen Chef dieser Bande mein Kalender abgenommen wurde — hier in diesem Hause — ich muß gestehen, mir genügt das.“

„Wie kommen Sie darauf, daß Sie es mit dem Chef der Bande zu tun hatten?“

„Ich vermute es. Ich schließe es aus dem Verhalten der anderen ihm gegenüber.“

„Haben Sie den Mann denn wiedergesehen?“

„Natürlich. Er hat meine Verhöre geleitet.“ „Und Sie sind überzeugt davon, daß er der Häuptling ist? Beschreiben Sie mir den Mann mal.“

Bereitwilligst gab Wachtelmann eine eingehende Beschreibung seines Weihnachtsmannes. Hilgert machte sich indes eifrig Notizen.

„Danke schön. Die Beschreibung kann uns vielleicht gute Dienste leisten,“ stellte Hilgert fest. „Jetzt kommen wir zu den von mir versprochenen Aufklärungen. Sie werden vielleicht wissen, daß sich der geheimnisvolle Erfinder und seine Komplizin, der Ihr Interesse an der



Angelegenheit zu verdanken ist —“

„Das hat Ihnen Golle verraten!“ Hilgert lachte. „Aber, junger Freund, ich bin doch nicht blind. Und wenn ich blind wäre, hätte ich das noch sehen können. Aber wenn Sie mich unterbrechen, werden Sie nie etwas erfahren. Also: Dieser Erfinder und dieses Fräulein Wegener halten sich mit bewunderungswürdiger Sorgfalt verborgen. Es ist weder mir und meinen Leuten noch unserer Gegenseite gelungen, ihr Versteck aufzuspüren. Das ist ein Glück für die beiden.“

„Warum denn?“

„Nun, über den Fall, daß ich oder die Polizei den beiden hinter die Schliche kommen, möchte ich hier nicht sprechen. Daß es aber verteuelt peinlich für sie werden dürfte, wenn der — wie nannten Sie ihn? — der Weihnachtsmann sie aufspürt, das dürfte Ihnen nach Ihren eigenen Erfahrungen klar sein. Wollen Sie mich schon wieder unterbrechen?“

Wachtelmann war aufgesprungen.

„Ich muß sofort weg!“

„Ich denke, Sie wollen erst etwas von mir hören?“

„Der Weihnachtsmann hat die beiden aufgespürt! Ich muß sie warnen.“

Wachtelmann stürzte, gefolgt von Hilgert, auf die Straße. Auf der Treppe berichtete er Hilgert von seinen Erlebnissen auf dem Rückweg vom Zahnarzt.

„Ich fürchte, es wird bereits zu spät sein. Aber versuchen können wir, ob wir zur Zeit kommen. Hier steigen Sie in meinen Wagen ein!“

Wachtelmann wollte nicht den vor dem Hause wartenden Zweisitzer Hilgerts benutzen, da er dann die Adresse des Zahnarztes hätte preisgeben müssen.

„Danke, ich fahre allein.“

„Wie Sie wollen. In die Augusta-Victoria-Straße finde ich auch ohne Sie.“

„Sie kennen —“

„Ich kenne mehr als Sie ahnen. Also machen Sie keine Geschichten und steigen Sie ein.“

Unterwegs konnte Hilgert sich nicht enthalten zu fragen:

„Ich denke, Sie wollen mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun haben?“

Wachtelmann gab hierauf keine Antwort.

Vor dem Hause, in dem Wachtelmann Fred und Lotte verlassen hatte, fanden sie ein Knäuel erregt disputierender Menschen. Aus einer kurzen Unterredung: mit dem Portier erfuhren sie den Grund für die Erregung der Leute. Es hatte sich etwas höchst Bemerkenswertes und wenig Alltägliches ereignet. Die Polizei war dagewesen und hatte einen jungen Mann und eine Dame verhaftet, die in der Wohnung eines seit Wochen verreisten Zahnarztes angetroffen worden waren. Was die beiden auf dem Gewissen hatten, wußte niemand. Aber man wußte weiter zu berichten, daß die Verhaftung sich in recht lebhaften Formen abgepielt hatte. Die beiden Verhafteten hatten sich bis zum letzten Augenblick gewehrt. Bei einem Fluchtversuch war der junge Mann zu Fall gekommen und hatte sich anscheinend verletzt. Wenigstens hätten ihn

die Beamten tragen müssen, als sie ihn abtransportierten.

„Wenn ich bloß wüßte, wie die in die Wohnung gekommen sind!“ jammerte der Portier.

„Das will ich Ihnen verraten,“ sagte Hilgert, der mit seinem Begleiter schon wieder im Wagen saß. „Mit Hilfe des Schlüssels, den Sie ihnen für zwanzig Mark Leihgebühr zur Verfügung gestellt haben.“

Die Antwort des Portiers wartete Hilgert nicht mehr ab.

„Warum haben Sie die beiden verhaften lassen?“ fragte Wachtelmann.

„Ich habe sie nicht verhaften lassen,“ antwortete Hilgert ernst. „Ich habe jetzt noch zu tun. Wo darf ich Sie absetzen?“

### *13. Kapitel.*

In dieser Nacht fand Wachtelmann erst Schlaf, als es draußen bereits wieder hell zu werden begann; aber schon in aller Frühe wurde er durch seinen Freund Mecke aus dem Schlaf getrommelt. Während des Anziehens erzählte er von den Erlebnissen des vergangenen Abends.

„Es ist auf jeden Fall ein Glück,“ schloß er seinen Bericht, „daß die beiden in die Hände der Polizei und nicht in die meines Weihnachtsmannes gefallen sind.“

„Was ist das eigentlich für ein Weihnachtsmann, von dem du dauernd erzählst?“ wollte Mecke wissen, und er gab sich nicht eher zufrieden, als bis Wachtelmann ihm — genau wie am Abend zuvor Herrn Hilgert

— alles verraten hatte, was er von dem Weihnachtsmann wußte.

„Weshalb glaubst du eigentlich,“ fragte Mecke weiter, „daß die Polizei für deine Freunde bekömmlicher ist als dieser Mann aus dem Radioladen? Ich weiß zwar nicht, was die Polizei von den beiden will, aber allem Anschein nach hatten doch weder der junge Mann noch die Dame das Bedürfnis, in nähere Berührung mit den Herren vom Alex zu kommen.“

„Die Herren vom Alex kenne ich nicht, aber ich kenne die andern. Und nach allem, was ich in dem Radioladen erlebt habe, wäre mir der Gedanke unerträglich, daß das Mädels sich dort befinden könnte.“

„Dann wird uns nichts anderes übrigbleiben, als die beiden da herauszuholen,“ meinte Mecke sachlich.

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß die von dir so geschätzte Dame und ihr von dir weit weniger geschätzter Begleiter sich seit gestern abend im Radioladen befinden.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich hatte von einem gewissen Herrn den Auftrag, den Laden unter Bewachung zu halten. Ich dachte, du wüßtest davon?“

„Ich rufe sofort die Polizei an.“

„Was hast du davon?“

„Man wird die beiden befreien.“

„Natürlich. Man wird sie aber voraussichtlich als Andenken bei sich be-

halten. Ich weiß nicht, ob deinen Schützlingen viel daran liegt.“

„Immer noch besser, als wenn sie dort bleiben, wo sie jetzt sind. Ich sehe keinen anderen Weg.“

„Aber ich!“

„Was wollen Sie tun?“

„Ich lasse die beiden verhaften.“ „Habe ich das nicht bereits vorgeschlagen?“ „Doch, aber du wolltest die Hilfe der Polizei dazu in Anspruch nehmen.“

„Und auf wessen Hilfe rechnen Sie bei dieser Verhaftung?“

„Ach, ich habe da Bekannte, die machen das ebenso schön wie die Polizei. Unter Umständen sogar viel naturgetreuer. Scherz beiseite: Wenn du willst, bin ich in einer halben Stunde mit einem erstklassigen Überfallkommando vor dem Radioladen und hole alles, was im Laden ist, ab. Du mußt mir nur noch verraten, wo ich das junge Mädchen und ihren Fred abladen soll.“

„Machen Sie dumme Witze?“ „Mecke macht alles, nur keine dummen Witze. Soweit solltest du mich schon kennen. Ich schlage vor, du überläßt mir den Abtransport und erwartest hier meine Meldung. Ich traue mir schon zu, die jungen Leutchen in Sicherheit zu bringen.“

Als Mecke sich verabschiedete, hatte Wachtelmann das größte Vertrauen auf dessen Fähigkeiten, eine halbe Stunde später aber erschien ihm der ganze Plan schon wieder so phantastisch, daß er nicht mehr ernsthaft mit seiner Durchführbarkeit rechnete. Voll der dunkelsten Besorgnisse machte er sich selbst auf den Weg zum Kriegsschauplatz. Er kam gerade zur rechten Zeit, um zwei vollbeladene Polizeiwagen abfahren

zu sehen, auf denen sich nicht nur neben einer Anzahl von Beamten Lotte und Fred befanden, sondern auch einige Gestalten, die er im Laufe seiner „Untersuchungshaft“ im Gefolge des Weihnachtsmannes kennengelernt hatte. Der Weihnachtsmann selbst war nicht anwesend. Die Komödie Meckes schien bis ins äußerste naturgetreu durchgeführt worden zu sein. Besonders fiel es Wachtelmann auf, daß nach dem Abtransport zwei Beamte in Uniform vor dem Laden als Posten zurückblieben. Es gelang ihm, noch vor dem Eintreffen Meckes in seine Wohnung zurückzugelangen, so daß Mecke, als er von dem Erfolg seiner Expedition berichtete, annehmen konnte, daß Wachtelmann in der Zwischenzeit seine Wohnung gar nicht verlassen hatte.

Mecke kündigte dem Pianisten den Besuch Lottes an.

„In spätestens einer halben Stunde will sie hier sein. Sie hat mit dir zu sprechen. Ihr Fred hat sich seinen Fuß verstaucht. Ich glaube, du sollst den Jungen ein bißchen vertreten.“

„Besten Dank.“ Wachtelmann war bemüht, das Thema zu wechseln. „Was kostet eigentlich die ganze Geschichte. Ich habe Ihnen ja erzählt, daß ich nicht mehr viel Geld bei mir habe. Heute dürfte es mir ganz ausgehen. Und an meine Bank traue ich mich vorläufig nicht heran.“

„Ich weiß. Ich habe dir doch gesagt, daß das Zeit hat.“

„Das schon. Aber ich fürchte nur, ich mache mit der Zeit mehr Schulden, als ich je abzahlen kann. Mehr als ein paar hundert Mark habe ich gar nicht auf der Bank.“

„Davon reden wir später. Brauchst du jetzt Geld?“

Ehe Wachtelmann antworten konnte, klopfte es, und die Wirtin kündigte die Ankunft des Geldbriefträgers an, der für Wachtelmann eine

Anweisung über tausend Mark hatte. Absender unbekannt.

Wachtelmann stand vor einem Rätsel.

„Jetzt kann ich Sie bezahlen,“ teilte er Mecke mit.

„Laß das jetzt. Ich sagte dir schon ein paarmal, daß das Zeit hat. Vielleicht kannst du diese Spende eines Unbekannten selbst gebrauchen. Im übrigen muß ich mich jetzt empfehlen. Du und deine Donna, ihr werdet keinen dritten Mann gebrauchen können.“

Als Lotte dann aber gekommen war, machte es zunächst gar nicht den Eindruck, als hätte die Anwesenheit eines dritten in irgendeiner Weise als störend empfunden werden können.

Lotte bedankte sich höflich für ihre Befreiung. Wachtelmann sagte, er hätte es gerne getan, und im übrigen gebühre der Dank leider weniger ihm selbst, als vielmehr seinem so überaus tüchtigen Freunde Mecke.

Lotte wiederum erklärte, das mache fast gar nichts, sie wisse ganz genau, wie er um sie bemüht gewesen sei.

Das wäre doch eine Selbstverständlichkeit, nachdem Lotte ihn das erstmal befreit hätte, machte Wachtelmann dagegen geltend.

Ob er es denn nur aus diesem Grunde getan hätte, wollte Lotte jetzt wissen.

Aber er hätte es doch gar nicht getan, sondern sein Freund Mecke.

Jetzt war Lotte regelrecht beleidigt. Er solle doch endlich einmal mit seinem ewigen Freund Mecke aufhören. Sie habe genug davon. Es klinge ja fast so, als sei er, Wachtelmann, froh darüber, daß nicht ihm, son-

dern diesem ihr allmählich auf die Nerven fallenden Mecke die Befreiung zu danken sei. Ob es ihm denn ein so schrecklicher Gedanke sei, daß sie sich ihm zu Dank verpflichtet fühle.

„Nein, im Gegenteil,“ sagte Wachtelmann.

Und jetzt eröffnete ihm Lotte, daß er sehr bald Gelegenheit finden würde, sich ohne Mithilfe seines Freundes um sie verdient zu machen. Fred habe sich bei seinem Fluchtversuch den Fuß verstaucht, und das habe ihre ganzen Pläne über den Haufen geworfen. Wachtelmann könne ihr und Fred aus einer großen Verlegenheit helfen, wenn er sich bereit erklären würde, an die Stelle Freds zu treten.

In welcher Beziehung sie das meine, fragte der Pianist.

Ach, es handele sich da zunächst um eine Zusammenkunft mit — Geschäftsfreunden, die für den heutigen Nachmittag verabredet gewesen sei. Sie würde sich sehr freuen, wenn Wachtelmann sie an Stelle Freds zu dieser Zusammenkunft begleiten würde. Es läge ihr viel daran, männlichen Schutz bei den nicht einfachen Verhandlungen zu haben.

Wachtelmann zögerte und war fast gewillt zuzusagen, als das Mädchen fortfuhr:

„Es wäre für Fred eine große Beruhigung, wenn er wüßte, daß ich nicht allein bin.“

Das war zuviel für Wachtelmann. Wenn Lotte weiter an seine Ritterlichkeit appelliert hätte, dann wäre es ihr wohl gelungen, ihn umzustimmen. Aber diesem Fred zuliebe wollte er keinen Finger rühren. Fred konnte zwar nichts dafür, daß seine Existenz ihn tiefunglücklich machte — das sah Wachtelmann ein, aber daß Fred sich gerade ihn zum Beschützer Lottes ausersehen hatte, das führte, nach Ansicht



Wachtelmanns, entschieden zu weit. So kam es, daß die Bitte Lottes nicht erfüllt wurde. Wachtelmann hätte ihr einfach sagen können, daß er für den Nachmittag besetzt sei, zog es aber vor, mit brutaler Offenheit zuzugeben, daß er keine Lust hätte, weiterhin mitzuspielen. Und als ihn Lotte nach den Gründen fragte, erklärte er:

„Ich hätte geglaubt, das würden Sie selbst erraten können!“

„Ich errate nichts,“ erklärte Lotte.

„Dann sehen Sie intelligenter aus, als Sie sind,“ sagte Wachtelmann, und da blieb dem Mädchen nichts anderes übrig, als sich zu verabschieden.

Der Pianist war fest entschlossen, den Fall Lotte endgültig zu liquidieren und zunächst einmal zu versuchen, Berlin für einige Zeit zu verlassen. Zuvor allerdings wollte er sich mit Golle in Verbindung setzen. Es gelang ihm aber wiederum nicht, diesen zu erreichen. Dabei hätte er nur seiner Besucherin zu folgen brauchen, um auf dem schnellsten Wege zu seinem Freunde zu gelangen.

Lotte hatte das Verhalten Wachtelmanns nicht verstehen können. Und auch Golle, dem sie von dem Mißerfolg ihres Besuches berichtete, wußte keine Erklärung dafür.

Als Golle aber, nachdem Lotte ihn verlassen hatte, seinem nächsten Besucher — das war niemand anders als Mecke — weiter berichtete, was er erfahren hatte, stellte er zu seiner Überraschung fest, daß dieser keineswegs über das Verhalten Wachtelmanns erstaunt war.

„Ich habe nichts anderes erwartet,“ sagte Mecke.

„Ich aber,“ sagte Golle. „Gewiß scheint die Angelegenheit nicht unge-

fährlich für Wachtelmann zu sein. Ich habe mir aber vorgestellt, daß er für das Mädchel zu noch ganz anderen Geschichten bereit sein würde. Ich habe mir eingebildet, er liebt das Mädchen.“

„Eben darum macht er nicht mit,“ bemerkte Mecke.

„Verstehe ich nicht.“

„Ich aber. Ich würde auch mit einer Sache Schluß machen, die ich für aussichtslos halte.“

„So aussichtslos erschien mir die Sache gar nicht — nach meiner Unterhaltung mit Fräulein Wegener zu urteilen.“

„Mir auch nicht,“ bestätigte Mecke. „Aber dem Wachtelmann.“

„Das begreife ich nicht. Der ist doch sonst nicht auf den Kopf gefallen.“

„Das ist nämlich wegen Fred,“ erklärte Mecke, immer noch ernst bleibend. Allerdings war es ihm bereits anzusehen, wie schwer ihm dies fiel.

„Das ist doch auch Unsinn. Erstens würde sich Lotte kaum in ihre Privatangelegenheiten von dem Jungen hineinreden lassen, und zweitens weiß ich genau, daß Wachtelmann dem Jungen gut gefallen hat.“

Jetzt fing Mecke an zu lachen. Er konnte sich aber immer noch nicht entschließen, Golle über die Gründe seiner Heiterkeit aufzuklären.

„Liegt Ihnen daran, daß Wachtelmann das Mädchen heute begleitet?“ fragte er tiefernt. „Natürlich.“

„Wo ist die Zusammenkunft?“ „Im Hotel Bristol.“

„Wachtelmann wird dort sein, wenn ich ihn bis dahin erreichen kann.“

„Wie wollen Sie das anstellen?“

Statt einer Antwort ging Mecke zum Telefon. Er hatte Glück und konnte Wachtelmann erreichen.

„Gut, daß Sie anrufen,“ sagte der Pianist, „Sie müssen mir helfen.“  
„Dazu rufe ich ja an.“

„Sie müssen mir helfen, meinen Freund Golle zu erreichen.“

„Wie soll ich den auf treiben?“ fragte Mecke.

„Ich denke: Mecke macht alles?“ „Wann willst du Golle sprechen?“  
„Wenn es irgend geht, sofort.“

„Aber du hast doch keine Zeit!“ „Warum denn?“ „Du mußt doch ins Hotel Bristol!“

„Was Sie nicht sagen! Was soll ich denn da?“

„Du sollst doch dort der Schwester von Fred Gesellschaft leisten!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, hing Mecke ab.

„Das wäre erledigt,“ stellte er fest. Golle zog seine Jacke aus und kramelte seine Ärmel in die Höhe.

„Wenn Sie mir jetzt nicht bald erzählen, was los ist —.“

Golle machte einen recht bedrohlichen Eindruck. Mecke zog gleichfalls seine Jacke aus und nahm Golle gegenüber Aufstellung.

„Wieviel Runden?“ fragte er bescheiden.

„Bis zur Entscheidung.“

„Wollen wir nicht vorher die Möbel beiseite rücken?“

„Dazu haben wir keine Zeit.“

„Soll ich nachher Ihre Hinterbliebenen benachrichtigen?“

Unerwarteterweise krepelte Golle seine Hemdsärmel wieder herunter und zog sein Jackett wieder an.

„Es wird nichts draus,“ erklärte er.

„Schade,“ sagte Mecke.

„Ich brauche Sie nämlich im Bristol, und zwar lebendig.“

Auch Mecke zog sich wieder an.

„Dann will ich Ihnen auch verraten, daß Wachtelmann nicht wußte, daß Fred der Bruder Lottes ist.“

#### *14. Kapitel.*

„Guten Tag,“ sagte Wachtelmann und setzte sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, an den Tisch Lottes.

„Guten Tag,“ sagte Lotte und sah ihn ernst an, „ich dachte —“

„Ich habe es mir anders überlegt.“

„Was soll das heißen?“

„Ich muß Sie um Entschuldigung bitten. Ich habe gedacht, daß Fred — —. Ich habe nicht gewußt, daß Fred Ihr Bruder ist.“

Lotte konnte nicht umhin, grade in diesem Augenblick in den Spiegel in ihrer Handtasche zu sehen, so daß ihr Gesicht durch die Tasche für ihren Partner verborgen war.

Als sie sich wieder befähigt glaubte, kühl und sachlich dreinschauen zu können, fragte sie:

„Sie wollen mir jetzt also helfen?“

„Natürlich. Worum handelt es sich?“

„Ich habe in meiner Tasche einige Papiere, die ich verkaufen möchte. Und zwar an einen Herrn, den ich hier erwarte.“

„Und was habe ich damit zu tun?“

„Sie sollen mich beschützen. Mein Geschäftsfreund ist nämlich nicht ganz ungefährlich. Sie kennen ihn. Sie haben mir und — meinem Bruder von ihm erzählt. Es ist Ihr Weihnachtsmann.“

„Ich dachte, Sie wollen die Pläne an Hilgert verkaufen?“

„Wir haben es uns anders überlegt.“ „Und wenn Hilgert das erfährt?“

„Ich lege keinen Wert darauf, daß er es erfährt.“

„Ich wäre zu jedem Dienst für Sie bereit,“ begann Wachtelmann zö-

gernd, „aber hier kann ich nicht mit. Wissen Sie denn überhaupt, was die Pläne für einen Sinn haben?“

„Natürlich.“

„Wissen Sie denn genau über die Strahlen Bescheid?“

„Ganz genau.“

„Ich glaube Ihnen das nicht. Sie wären nicht fähig —“

„Hören Sie bitte jetzt genau zu. Wir haben nicht viel Zeit. Ich habe die Pläne hier in meiner Handtasche, und ich versichere Ihnen, daß durch diese Pläne keinem Menschen eine Gefahr drohen kann. Die Pläne sind völlig wertlos.“

„Dann sind das andere Pläne als die, die Sie Hilgert angeboten haben.“

„Nein, es sind fotografische Kopien von den Plänen, die bei Herrn Hilgert deponiert sind,“ lachte Lotte.

„Ich verstehe überhaupt nichts mehr.“ „Ich glaube Ihnen aufs Wort. Passen Sie auf: Alles, was Sie von diesen Strahlen gehört haben, klingt sicher ganz vernünftig. Die Strahlen wären auch zweifellos fürchterlich, wenn sie bereits herzustellen wären. Das ist aber nicht der Fall. Mein Bruder hat die Strahlen erfunden, aber anders als Sie es sich denken. Er hat sie sich aus den Fingern gesogen. Ich hoffe, Sie verstehen mich?“

„Gewiß,“ bestätigte Wachtelmann, dem ein Stein vom Herzen gefallen war. „Aber eines verstehe ich nicht: Wie konnten Sie erwarten, daß Hilgert Ihnen mit all seinen Fachleuten auf den Leim gehen würde?“

„Aber das haben wir nie gehofft. Mit Hilgert haben wir nur verhandelt,

um Ihren Weihnachtsmann auf unsere Spur zu bringen. Wir wußten, daß dieser von unseren Verhandlungen mit Hilgert erfahren würde. Wir haben Hilgert eine Option auf unsere Erfindung gegeben, die am ersten Februar abläuft. Es war mit Sicherheit zu erwarten, daß Hilgert bis dahin erfahren würde, daß unsere Erfindung wertlos ist. Es war aber ebenso mit Sicherheit zu erwarten, daß Ihr Weihnachtsmann alles in Bewegung setzen würde, um vorher die Pläne in die Hände zu bekommen. Wir haben bereits mehrfach mit seinen Leuten verhandelt. Heute will er aber selbst in Erscheinung treten und das Geschäft zum Abschluß bringen.“

„Weiß Hilgert schon, daß die Erfindung wertlos ist?“

„Das weiß ich nicht.“

„Die Sache kann also unter Umständen recht unangenehm für Sie werden, wenn er von Ihren Verhandlungen mit dem Weihnachtsmann erfährt.“

„Gewiß.“

„Dann habe ich eine große Bitte an Sie. Überlassen Sie mir die Pläne. Ich werde das Geschäft für Sie zum Abschluß bringen.“

„Das geht nicht.“

„Das geht doch. Wieviel wollen Sie für die Pläne haben?“

„Zwanzigtausend Mark. Ich werde das Geschäft aber selbst zum Abschluß bringen.“

„Das glaube ich nicht. Ich werde alles erledigen. Sie werden mir nur sagen, wo ich Sie heute abend erreichen kann.“

„Also machen Sie bitte keinen Unsinn. Ich muß mit bei dem Abschluß dabei sein.“

„Warum denn?“

„Glauben Sie mir, es geht nicht anders.“

„Es geht doch,“ sagte Wachtelmann. „Wenn Sie Lärm schlagen, werden wir zweifellos beide verhaftet werden.“

Er nahm die auf dem Tisch liegende Tasche Lottes an sich und verließ — geschickt im Gewühl neu ankommender Gäste verschwindend — die Hotelhalle. Er erreichte die Straße, wo er das Glück hatte, sofort eine freie Taxe zu erreichen.

Nur einer von denen, die versuchten, ihm zu folgen, hatte Erfolg.

Als Wachtelmann an der nächsten Untergrundbahnstation seinen Wagen verließ, klopfte ihm Mecke auf die Schulter.

„Das hast du prima gemacht,“ erklärte Mecke.

„Woher wissen Sie? Waren Sie auch da?“

„Natürlich. Ich kann doch so einen Anfänger nicht allein lassen.“

„Ich habe Sie nicht gesehen.“

„Das glaube ich. Du mußt eben noch viel lernen. Vorläufig ist es nicht schwer, sich vor dir zu verstecken.“

„Sagen Sie das nicht. Dem verteufelten Hilgert ist das nicht gelungen. Ich habe ihn erkannt, als ich ins Hotel kam. Daher mußte ich auch so plötzlich verschwinden.“



„Mußtest du deshalb auch die Handtasche mitnehmen?“

„Haben Sie das auch gesehen?“

„Natürlich. Hoffentlich hat es sich gelohnt.“

„Reden Sie keinen Unsinn. Sie müssen mir helfen! Wie kann ich meinen Weihnachtsmann erreichen?“

„Im ‚Cafe Silberfalter‘! Das läßt er ständig überwachen, weil früher die Dame, der du die Tasche abserviert hast, da verkehrt hat.“

„Wird das Lokal von der Polizei nicht bewacht?“

„Nein, ich lasse das Lokal auch beobachten. Von der Polente ist nichts zu spüren.“

„Begleiten Sie mich?“

„Geht nicht.“

„Wo kann ich Sie heute abend erreichen?“

„Ich lasse von mir hören.“

„Können Sie bis dahin herausfinden, wo ich meine — wo ich Fräulein Lotte Wegener erreichen kann?“

„Mecke macht alles.“

Die Ermittlung von Lottes Aufenthalt konnte Mecke wenig Schwierigkeiten bereiten. da er Grund zu der Annahme hatte, sie in Gesellschaft Golles treffen zu können.

Er berichtete Lotte und Golle von seinem Gespräch mit Wachtelmann.

„Mir ist noch immer nicht klar,“ gestand Golle, „warum der Junge mit der Tasche verschwunden ist.“

„Das ist doch einfach,“ erklärte Mecke. „Er hat Fräulein Wegener alles geglaubt, was sie ihm erzählt hat. Dann hat er Hilgert unglückseligerweise im Hotel erkannt und angenommen, daß er hinter Fräulein Wegener her ist. Wachtelmann mußte sich doch sagen, daß Hilgert von den Verhandlungen, die Fräulein Wegener vorhatte, nichts ahnen und unter keinen Umständen bei ihr die Pläne finden durfte. Das wollte er durch sein Verschwinden mit der Tasche erreichen.“ „Zweifellos sehr edel,“ lachte Lotte. „Zweifellos,“ bestätigte Golle. „Und jetzt wird er versuchen, die Pläne zu verkaufen. Wenn er aber das Zeug herausrückt, ehe der Weihnachtsmann selbst in Erscheinung tritt, dann sind wir wieder ebenso weit wie vorher. Wenn er also anfängt, vor dem Auftreten des Weihnachtsmannes mit irgendeinem Mittelsmann, an dem uns nichts liegt, zu verhandeln, dann müssen wir eingreifen.“

„Wie stellen Sie sich das vor?“ fragte Mecke.

„Ich sehe zwei Möglichkeiten. Entweder muß unsere Freundin sich sofort mit Wachtelmann verständigen und bei den Verhandlungen zugegen sein. Wenn wir nicht wieder das Pech haben, daß Wachtelmann Hilgert oder einen von dessen Leuten zu früh erkennt und das arme, verfolgte Mädchen retten will, dann wird er — soweit ich die Sachlage übersehe — nichts gegen die Anwesenheit unserer Freundin einzuwenden haben.“

„Und welches ist die zweite Möglichkeit?“ wollte Lotte wissen.

„Ist der Haftbefehl gegen Wachtelmann eigentlich schon aufgehoben?“

erkundigte sich Golle bei Mecke.

„Nein. Allerdings ist veranlaßt worden, daß Hilgert sofort benachrichtigt wird, wenn man Wachtelmann gefaßt hat. Allzulange wird er dann kaum in Haft bleiben.“

„Dann besteht also die Möglichkeit, daß wir Wachtelmann festsetzen, sobald er die Pläne an einen falschen Mann geben will.“

„Ich würde den ersten Weg vorziehen,“ erklärte Lotte.

„Ich auch,“ sagte Golle. „Wird Wachtelmann zurzeit beobachtet?“

„Nein,“ sagte Mecke, „das dürfte überflüssig sein. Er ist sicher unterwegs zum ‚Café Silberfalter‘!“

„Ich bin auch unterwegs,“ sagte Lotte und rüstete sich zum Aufbruch.

„Wir auch,“ schloß sich Golle an. „Allerdings dürfte es sich empfehlen, wenn wir getrennt marschieren.“

Golle und Mecke hatten nicht die Absicht, das Café zu betreten, sie wußten in der Nähe ein Bierlokal, wo sie Meldungen aus dem Café in Empfang nehmen konnten, und von wo sie, falls erforderlich, in kurzer Zeit zum Café gelangen konnten. Sie waren über die erste Meldung, die sie erhielten, sehr erstaunt. Sie erfuhren, daß zwar Lotte im Café ange- langt, daß auch die Leute Hilgerts auf dem Posten wären, daß aber Wachtelmann selbst nicht eingetroffen wäre.

Die Meldung war von einem Händler überbracht worden, der mit ei- nem Korb voller Salzstangen und Süßigkeiten von einem Lokal zum än- dern wandern konnte, ohne unliebsames Aufsehen zu erregen.

„Ist jemand von der Gegenseite zu sehen?“ fragte Mecke.

„Nein. Aber das ist auch kaum zu erwarten. Die Herren pflegen nie vor der Zeit aufzutauchen.“

„Das stimmt,“ pflichtete Mecke bei.

„Sind Sie überhaupt sicher, daß die Herren auftauchen werden?“ fragte Golle, als der Händler gegangen war.

„Dafür habe ich natürlich gesorgt.“

„Wie haben Sie denn das gemacht?“

„Das war nicht schwer,“ erklärte Mecke. „Hilgert kennt die Organisation der Brüder beinahe so gut, als wenn er selbst dazu gehörte. Vielleicht sogar besser. Wenn nicht dieser Weihnachtsmann Wachtelmanns wäre, hätten wir längst zugeschlagen. Die meisten Mitglieder kannte Hilgert schon, ehe er die Geschichte mit Fred und seiner Schwester anfing, um auch an den Weihnachtsmann selbst heranzukommen. Durch Fred ist er nun noch einer ganzen Reihe weiterer Mitglieder der gegnerischen Organisation auf die Spur gekommen, nur eben der Weihnachtsmann, auf den er es abgesehen hat, konnte sich bisher verborgen halten. Merkwürdigerweise ist Wachtelmann einer der wenigen, die direkt mit diesem geheimnisvollen Chef in Berührung gekommen sind. Wie gesagt: Die meisten Mitglieder der Bande kennt Hilgert, und mit einigen hat er sogar freundschaftliche Beziehungen anknüpfen können. Unter anderem mit einem Herrn, von dem er weiß, daß er von der Polizei wegen einiger Kleinigkeiten seit langem gesucht wird. Da dieser Herr wiederum weiß, was Hilgert weiß, kann dieser es sich schon leisten, den Herrn um eine kleine Gefälligkeit zu bitten. Ich kann mir das auch leisten, da Hilgert so freundlich war, mich heute

diesem Herrn vorzustellen. Ich habe davon Gebrauch gemacht. Ich erkannte den Mann vor dem Hotel, wo er irgendwelche Zettel verteilte, und habe ihn gebeten, seinen Auftraggebern zu melden, daß Wachtelmann in eine Taxe gestiegen sei und als Ziel der Fahrt das ‚Cafe Silberfalter‘ angegeben habe.“

„Wird es aber nicht auffallen, wenn jetzt Fräulein Wegener im selben Café auftaucht?“

„Nein. Sie hat tatsächlich mit ihrem Bruder früher viel in dem Café verkehrt, das weiß die Gegenseite. Daher kam die Bande auch auf den Gedanken einer Verbindung zwischen Lotte und Wachtelmann, als sie feststellten, daß er am Tage, nachdem er im Café gewesen war, bei Hilgert auftauchte. Solange niemand die Verbindung zwischen uns und Lotte ahnt, dürfte alles klappen. Nur verstehe ich nicht, warum Wachtelmann nicht im Café erscheint.“

„Wo er sein kann, ahnen Sie nicht?“

„Nein. Wenn er nicht noch auftaucht, ist das eine schöne Blamage für mich. Es ist das erstemal in all den Tagen, daß ich ihn nicht bewachen ließ, weil ich mit Sicherheit annahm, daß er auf dem schnellsten Wege in das Café kommen würde. Vorläufig bleibt uns nichts anderes übrig, als zu warten.“

„Kann er etwas gemerkt haben?“ fragte Golle.

„Das glaube ich nicht. Er hat bestimmt alles geglaubt, was Fräulein Wegener ihm im Hotel erzählt hat. Als Hilgert den Radioladen ausheben ließ, scheint er zwar Verdacht geschöpft zu haben, weil ihm das Überfallkommando zu echt vorkam, aber dann hat er sich anscheinend wieder beruhigt.“

„Es muß ihm doch sonderbar vorgekommen sein, daß er mich bei Hilgert traf,“ meinte Golle.

„Die Hauptsache ist, daß er nicht weiß, daß ich zu Ihnen gehöre, und daß wir alle zusammen versuchen, durch ihn an den Weihnachtsmann heranzukommen.“

„Abgesehen davon,“ stellte Golle fest, „wird er doch, wenn er uns durchschauen könnte, erst recht ins Café kommen, um uns zu helfen.“

„Warum will Hilgert ihn dann nicht aufklären?“

„Ich glaube, dazu ist er gar nicht berechtigt. Wenn wir nicht ohne seine Hilfe den Schwindel durchschaut hätten, dann hätten wir von ihm auch nichts erfahren. Wenn Sie nicht herausgefunden hätten, wo Fred und Lotte versteckt gehalten werden sollten, und wenn wir nicht alles andere mehr oder weniger richtig erraten hätten, dann wäre ein Bündnisangebot heute morgen ebenso abgelehnt worden wie gestern abend noch. Dann hätte ich heute nicht den Besuch von Fräulein Wegener erhalten, und wir dürften noch immer nicht mitspielen. Im übrigen bin ich wirklich neugierig, wie lange wir noch auf Wachtelmann warten müssen.“

Sie warteten vergeblich. Und der Grund dafür lag darin, daß es Wachtelmann auf dem Wege zum Café eingefallen war, daß Lotte, da er ihr die Tasche abgenommen hatte, im Hotel Bristol ohne einen Pfennig Geld sitzen könnte, außerstande, ihre Zeche zu bezahlen. Er sah sich also gezwungen, das Hotel noch einmal aufzusuchen. Da er aber nicht wußte, ob er dort nicht durch die liebenswürdige Vermittlung Hilgerts verhaftet werden würde, wollte er zuvor die in der Tasche befindlichen Pläne in Sicherheit bringen. Er erstand daher einen kleinen, verschließbaren Koffer, verstaute darin die Pläne und gab den Koffer in der Gepäckaufbewahrung am Potsdamer Bahnhof in Verwahrung. Nun mußte

er nur noch nach einer Gelegenheit suchen, den Gepäckaufbewahrungsschein gegebenenfalls in Sicherheit bringen zu können. Er besorgte sich ein Kuvert, verschloß darin den Schein und adressierte das Kuvert „In Treue fest, Postamt Berlin C 1, postlagernd“. Das Kuvert trug er frankiert in seiner Manteltasche. Nur im äußersten Notfall wollte er sich davon trennen, da ja mit dem Abschied von dem Gepäckschein der Abschluß seines geplanten Geschäfts mit dem Weihnachtsmann eine unliebsame Verzögerung erfahren mußte. Freilich lief er Gefahr, im Falle des Eingreifens Hilgerts keine Zeit zu finden, sein Briefchen der Post zur Beförderung zu übergeben. Diese Gefahr mußte er in Kauf nehmen.

Erst nach diesen Vorbereitungen begab er sich wieder ins Hotel Bristol, wo er vergehendlich nach Lotte Umschau hielt. Nachdenklich trat er auf die Straße. Da er von Hilgert und seinen Leuten dieses Mal nichts bemerken konnte, glaubte er, ohne Gefahr vor dem Besuch des Cafés seinen Koffer von der Gepäckaufbewahrung abheben zu können.

„Herr Lachowski!“

Wachtelmann drehte sich um. Hinter ihm stand ein auffallend elegant gekleideter Herr.

„Sie wünschen?“

„Suchen Sie die Dame?“

„Welche Dame?“

„Die Dame, deren Tasche Sie in Verwahrung genommen haben.“

„Wissen Sie, wo sich diese Dame befindet?“

„Ich bin in der angenehmen Lage,“ sagte der Herr, und es war die Mühe zu erkennen, die es ihm bereitete, ein seiner ihm sicher ungewöhnten anständigen Kleidung entsprechendes gewähltes Deutsch zu sprechen. „Ich hatte die Vergünstigung, der Dame aus einer kleinen Verlegenheit zu helfen. In der Tasche, die Sie in Verwahrung zu halten belieben, befindet sich die Kasse der jungen Dame. Ich stand ihr natürlich gern für die Begleichung ihrer kleinen Zeche zur Verfügung. Sie bat mich, auf Sie zu warten und Sie zu ihr zu führen.“

„Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet. Wollen Sie mir bitte sagen, was Sie ausgelegt haben und wo ich die Dame erreichen kann?“

„Die Dame hat mich beauftragt, Sie zu ihr zu führen. Mein Wagen wartet.“

„Ich würde es vorziehen, die Dame allein aufzusuchen.“

„Ich habe aber den Auftrag, entweder mit Ihnen zusammen hinzukommen, oder Sie um die Tasche zu bitten und ihr diese allein zu überbringen.“

„Und wenn ich mich nicht darauf einlasse?“

„Ich bin bereit, Ihnen im Auftrage der Dame für die Tasche eine angemessene Entschädigung zukommen zu lassen.“

Wachtelmann war die Angelegenheit vom ersten Augenblick an reichlich merkwürdig vorgekommen. Wie sollte Lotte auf den Gedanken verfallen sein, daß er zurück ins Hotel kommen würde? Nach seiner Weigerung, sich dem Unbekannten anzuschließen, wurden die Angaben dieses Herrn vollends immer unwahrscheinlicher. Anscheinend erhob er jetzt auch gar nicht mehr den Anspruch auf Glaubwürdigkeit.



„Was verstehen Sie unter angemessener Entschädigung?“

„Wieviel verlangen Sie?“

„Zwanzigtausend Mark.“

„Darüber ließe sich reden. Darf ich die Tasche sehen?“

„Bitte!“

Wachtelmann hatte sich bei der Entnahme der Pläne davon überzeugt, daß die Tasche außer einigem Kleingeld und Toilettegegenständen nichts enthielt, sah also keinen Grund, dem anderen den Einblick in die Tasche zu verwehren.

„Wo sind die Pläne?“ fragte der Unbekannte, als er einen Blick in die Tasche geworfen hatte.

„Welche Pläne?“

„Passen Sie auf! Sie scheinen noch immer nicht zu begreifen, wen Sie vor sich haben. Wir haben Sie bisher unterschätzt, das gebe ich ohne weiteres zu. Wie Sie heute einfach mit der Tasche loszogen, das war gar nicht häßlich. So etwas erkennen wir ohne weiteres an. Aber gegen uns kommen Sie nicht auf. Sehen Sie sich vor. Wir sind bereit, Ihnen für die Pläne zwanzig Mille zu geben. Ich gebe Ihnen den guten Rat: Schlagen Sie ein. Mehr bekommen Sie nicht dafür. Und so oder so, wir kommen zu den Plänen. Wenn es nicht im Guten geht, werden Sie keinen Pfennig dafür zu sehen bekommen.“

„Sie mögen recht haben,“ gab Wachtelmann zu. „Vielleicht ist es das beste, wenn ich mit Ihnen komme. Sie können mich dorthin bringen, wo Sie mich hingeschafft hätten, wenn ich Ihnen Ihre Geschichte ge-

glaubt hätte. Dort können wir dann weiter verhandeln.“

Die beiden waren während des Gesprächs auf der Straße langsam vor dem Hotel auf und ab gewandelt, und der Zufall wollte es, daß sie, als Wachtelmann seine Einwilligung gab, grade vor einem Briefkasten angelangt waren. Wachtelmann warf den Brief mit der Anschrift „In Treue fest“ in den Kasten, ehe er seinem Begleiter zu dessen Wagen folgte.

„Was war das für ein Brief?“

„Mein Testament,“ sagte Wachtelmann.

„Sehr vernünftig,“ erkannte der andere an. „Wenn wir nicht einig werden — —“

## *15. Kapitel.*

Wachtelmann war gewillt, seinem Führer zu folgen, wohin der Weg auch führen sollte. Er sah jetzt eine Möglichkeit, mit dem Weihnachtsmann gründlich abzurechnen. Zuerst sollte ihm dieser die wertlosen Pläne teuer bezahlen, dann aber sollte der Mann mit seiner Bande erbarmungslos Hilgert oder der Polizei ausgeliefert werden. Er unterschätzte die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, keineswegs, war aber fest entschlossen, alles daran zu setzen, an sein Ziel zu kommen. Dazu war es zunächst erforderlich, sich zu seinem Gegner führen zu lassen. Trotz aller seiner Entschlüsse zögerte Wachtelmann einige Augenblicke, ehe er den Wagen verließ, als sein Begleiter diesen zum Halten gebracht hatte. Es war doch recht bedenklich, daß dieses just vor einem

Hause geschehen war, in dem sich ein Polizeirevier befand. Schließlich wußte der Pianist sich steckbrieflich verfolgt, und an Verhaftungen aller Art war sein Bedarf für lange Zeit gedeckt. Er atmete erleichtert auf, als sein Begleiter den Eingang zum Polizeirevier mied und stattdessen den von diesem getrennten Eingang zum Wohnhaus wählte.

Im zweiten Stock öffnete eine ebenso unfreundlich wie ungepflegt aussehende Dame mittleren Alters.

„Wir wollen zu Herrn Paukert.“

„Erste Tür links,“ sagte die Frau und fügte hinzu: „Etwas reichlich Besuch bekommt der Herr.“

„Ja, mein Freund Paukert ist sehr gesellig,“ erklärte der Begleiter Wachtelmanns.

„Das hätte er mir beim Mieten sagen müssen, ich glaube nicht, daß der Herr hier lange wohnen wird.“

„Das glaube ich auch nicht,“ entgegnete Wachtelmann und betrat als erster das Zimmer des Herrn Paukert.

Der Weihnachtsmann kam auf ihn zu und streckte ihm freundlich seine beiden Hände zur Begrüßung entgegen.

„Welche Ehre für mich, Herr Wachtelmann. Nehmen Sie bitte Platz. Sie hatten wohl nicht erwartet, mich hier zu treffen?“

„Doch,“ sagte Wachtelmann.

„Er scheint tatsächlich im Bilde gewesen zu sein,“ bestätigte der Mann, der Wachtelmann geführt hatte.

„Um so besser,“ stellte der Weihnachtsmann fest, „dann haben wir es nicht nötig, uns mit langen Vorreden aufzuhalten. Darf ich Ihnen etwas anbieten?“

„Danke. Kommen Sie nur gleich zur Sache.“

„Schön. Sie sind wahrscheinlich über unsere Rolle so ziemlich im klaren. Wir sind es über die Ihrige erst seit dem heutigen Tage. Wir wußten zwar von Ihren Beziehungen zu der Seite, zu der auch die junge Dame gehört, der Sie heute die Tasche mit den Plänen abgenommen haben. Ich habe die Geschichte selbst mit angesehen — ich hatte ja, wie Sie wissen werden, eine Verabredung mit der Dame — und ich muß sagen, das war saubere Arbeit, die Sie da ausgeführt haben. Für uns kam das ganz unerwartet, da wir der Ansicht waren, daß Sie der Dame unbedingt ergeben sind. Wie gesagt, das Ganze war durchaus saubere Arbeit, und wir werden gern auf Sie zurückkommen, wenn wir gelegentlich etwas Ähnliches in Auftrag zu geben haben sollten. Das nebenbei. Die Hauptsache für uns ist aber jetzt, daß wir wissen, die junge Dame braucht uns nicht mehr zu interessieren, wir müssen stattdessen Ihnen unser Interesse zuwenden.“

Der Weihnachtsmann machte Wachtelmann eine formvollendete Verbeugung, die dieser mit der gleichen Vollendung erwiderte.

„Sie werden daher im klaren darüber sein,“ fuhr er fort, „was wir von Ihnen wollen, und wir bitten um Ihr geschätztes Angebot!“

„Ich weiß natürlich schon lange, was Sie von mir wollen. Besondere Umstände gestatten es mir, Ihnen heute das mitzuteilen, was ich Ihnen bei unseren früheren Zusammenkünften verheimlichen mußte. Wenn ich nicht irre, wollen Sie von mir wissen, was die geheimnisvollen Eintragungen in dem alten Kalender zu bedeuten haben —“

„Sie wissen genau, daß das für uns heute nur noch geringes Interesse hat, da wir wissen, daß sich die Pläne selbst in Ihrer Hand befinden.“

„Das stimmt. Es hat nur noch geringes Interesse für Sie, aber zweifellos ist es nicht ganz ohne Interesse. Vielleicht kann ich Ihnen zunächst den Schlüssel zu der Geheimschrift verkaufen, ehe wir zu unseren größeren Geschäften übergehen. Es ist doch sicher vorteilhaft, wenn man bei kleineren Objekten erst die Geschäftsmethoden des Partners kennenlernt, ehe man zu größeren Abschlüssen übergeht.“

„Wie Sie wollen. Was verlangen Sie für den Schlüssel?“

„Fünfhundert Mark.“

„Einverstanden.“

„Zahlbar sofort nach Auslieferung des Schlüssels, auch wenn die Notizen für Sie wertlos sein sollten.“

„Einverstanden.“

„Haben Sie den Kalender hier?“

„Jawohl.“

„Wenn Sie mir ihn freundlicherweise übergeben würden, will ich Ihnen jede einzelne Mitteilung gern erklären.“

Wachtelmann erhielt den Kalender und erklärte ruhig und sachlich seinem neuen Geschäftsfreunde den Sinn der einzelnen Eintragungen. So erfuhr der Weihnachtsmann, daß die Witwe Büchmann in Flauen einen Kanarienvogel besitzt, der auf den schönen Namen Napoleon hört, daß Herr Strüwel in der gleichen Stadt gern von seiner Sammlung höchst

interessanter Briefmarken spreche, und so erfuhr er noch vieles, was ihn ebensowenig interessierte.

„Und jetzt sind Sie wohl so freundlich, mir die fünfhundert Mark auszuhändigen?“

Der Weihnachtsmann zögerte, gab aber nach kurzer Überlegung dem Pianisten das Geld.

„Jetzt zu unserem Hauptgeschäft,“ sagte er dann. „Wieviel wollen Sie für die Pläne?“

„Sind Sie denn sicher, daß Sie damit mehr anfangen können, als mit dem, was Sie soeben von mir gekauft haben?“

„Zufällig bin ich Fachmann, und ich werde mir die Pläne schon hinreichend genau ansehen, ehe ich sie kaufe, also wieviel?“

„Zwanzigtausend.“

„Diesen Preis wollte ich der früheren Besitzerin der Pläne zahlen,“ sagte nachdenklich der Weihnachtsmann.

„Ich verlange auch nicht mehr,“ bestätigte Wachtelmann.

„Ich zahle nicht mehr als neunzehntausend-fünfhundert.“

„Und wenn ich dafür die Pläne nicht herausgebe?“

Der Weihnachtsmann beachtete die Frage nicht. „Sie müssen mir übrigens noch erzählen, was die Eintragungen in dem Kalender mit unserer Angelegenheit zu tun haben.“

„Nichts, ich dachte, Sie hätten das gemerkt.“

„Und wie kommen Sie zu dem Kalender?“

„Ich habe ihn im ‚Cafe Silberfalter‘ gefunden.“

„Kannten Sie damals schon die junge Dame und ihren Bruder?“

„Nein. Diese Bekanntschaft verdanke ich Ihrer freundlichen Vermittlung. Die Dame hat mich in Ihrem schönen Radioladen gefunden und mitgenommen.“

„Und zum Dank haben Sie ihr dann die Pläne abgenommen?“

„Das ist eine geschäftliche Angelegenheit. Ich bin der Dame natürlich zu großem Dank verpflichtet. Aber das hat doch nichts mit Geschäften zu tun.“

„Ich hätte Ihnen eine so gesunde Lebensauffassung nicht zugetraut.“

„Sie hätten mir manches nicht zugetraut.“

„Das stimmt. Ich traue Ihnen auch nicht zu, daß Sie unser Angebot ausschlagen.“

„Zwanzigtausend,“ wiederholte der Pianist.

„Gut,“ sagte der Weihnachtsmann in plötzlichem Entschluß, „wir haben keine Wahl.“

„Ihre Bereitwilligkeit ist verdächtig,“ stellte Wachtelmann fest.

„Was soll das bedeuten?“

„Wahrscheinlich soll das bedeuten, daß ich nicht mit meinem sauer verdienten Geld diesen Raum verlassen kann.“

„Sie sind ein sehr unbequemer Geschäftspartner. Wenn Sie mit derartigen Dingen rechnen, dann verstehe ich nicht, daß Sie sich hierher gewagt haben.“

„Ich wußte doch nicht, was Sie von mir wollten. Deshalb habe ich die Pläne gar nicht mitgebracht.“

Diese Eröffnung wirkte beunruhigend. Der Weihnachtsmann gab dem Manne, der der Unterhaltung schweigend gefolgt war, einen Wink, worauf die Tür verschlossen wurde.

„Bluffen verfährt bei uns nicht,“ erklärte er.

„Bitte, durchsuchen Sie mich.“

Das war schnell geschehen. In den Taschen wurde nichts gefunden, ebenso konnte durch Abtasten festgestellt werden, daß Wachtelmann Papiere von dem Umfang der Pläne nicht an seinem Körper verborgen halten konnte. Er mußte sogar seine Schuhe ausziehen, ehe der Weihnachtsmann sich geschlagen gab.

„Wo sind die Pläne?“

„Auf dem Potsdamer Bahnhof in der Gepäckaufbewahrung.“

„Und wo haben Sie den Aufbewahrungsschein?“

„Auf irgendeinem Postamt.“

„Was heißt das?“

„Ich habe den Schein postlagernd an eine Deckadresse geschickt. Ich glaube nicht, daß Sie das Postamt und die Deckadresse erraten können.“



„Ich glaube das auch nicht,“ gab der Weihnachtsmann zu.

„War das der Brief, den Sie in meiner Gegenwart eingesteckt haben?“ fragte der Begleiter Wachtelmanns.

Dieser bestätigte es.

„Sie scheinen danach die Wahrheit zu sagen,“ stellte der Weihnachtsmann in ruhigem Tone fest.

„Es scheint so,“ sagte Wachtelmann. „Es ist jetzt an Ihnen, den Weg zu finden, wie Sie zu den Plänen und ich zu meinem Gelde komme, ohne daß einer von uns Gefahr läuft, von der anderen Seite übers Ohr gehauen zu werden. Dabei müssen Sie berücksichtigen, daß die Polizei mich bereits sucht. Ich lege daher keinen Wert darauf, daß unsere Zusammenkunft in einem Hause stattfindet, in dem sich ein Polizeirevier befindet.“

„Diese Wohnung gebe ich auf jeden Fall heute noch auf. Sonst hätte ich Sie natürlich nicht hierhergebeten.“

„Ich habe mich schon gewundert, daß ich zu Ihnen ohne verbundene Augen, Falltüren und ähnliche Kino-Requisiten geführt wurde. Ich lege übrigens auch keinen Wert darauf, daß unsere Zusammenkunft morgen – früher komme ich ja bestimmt nicht zu meinem Aufbewahrungsschein – in einer abgeschlossenen Wohnung stattfindet. Ich würde es vorziehen, wenn Sie irgendeinen öffentlichen Platz oder ein Lokal für unsere Zusammenkunft angeben würden, zumindest einen Ort, an dem eine Schießerei oder dergleichen auffallen würde; auch lege ich keinen Wert darauf, morgen wieder zum Ausziehen meiner Schuhe gezwungen zu werden.“

„Sie scheinen es als selbstverständlich vorauszusetzen, daß wir Sie so

ohne weiteres freilassen?“

„Natürlich.“

„Ich finde das gar nicht natürlich.“

„Ich verstehe Sie nicht. Ich habe doch selbst Interesse am Abschluß des Geschäfts.“

„Und wenn Ihnen inzwischen etwas passiert?“

„Was zum Beispiel?“ „Wenn Sie zum Beispiel verhaftet, werden?“ „Das Risiko müssen Sie allerdings mit in Kauf nehmen.“

„So etwas vermeide ich gern,“ sagte der Weihnachtsmann, und seine Stimme klang beängstigend sanft.

„Sie haben doch keinen anderen Weg. Wenn Sie versuchen würden, mich hier mit Gewalt festzuhalten, würde das sicher nicht ohne Lärm vonstatten gehen. Da wäre es doch unangenehm, wenn jemand vom Revier unten Verdacht schöpfen würde. Abgesehen davon wollen Sie doch auch Ihr Quartier heute wechseln.“

„Wenn Sie sich entschließen würden, die Nacht mit uns zu verbringen, wäre das nicht unbedingt notwendig. Sehen Sie einmal —“

Weiter kam er nicht, da Fritz Wachtelmann einen schweren Bronzeaschenbecher vom Tisch ergriffen und gegen die Zimmertür geschlendert hatte. Da diese Tür über ein Fenster aus Milchglas verfügte und Wachtelmann just dieses Fenster getroffen hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß der Aschenbecher bis in den

Flur gelangte, was zur weiteren Folge hatte, daß die Wirtin im gleichen

Augenblick auf der Bildfläche erschien.

Ehe sie zu Wort kommen konnte, war ihr Wachtelmann entgegengeeilt, wobei der Gefährte des Weihnachtsmannes sich beeilte, zuvorkommend die Tür wieder aufzuschließen.

„Hier haben Sie zwanzig Mark, mehr kostet das Fenster bestimmt nicht. Jetzt stören Sie uns aber nicht. Ich habe es sehr eilig. Ich habe noch eine Minute mit meinen Freunden zu sprechen, dann muß ich fort. Könnten Sie mir sofort telefonisch einen Wagen nach hier besorgen?“

Die Wirtin machte schweigend mit den zwanzig Mark kehrt. Sie wußte genau, daß die Scheibe nicht mehr als sieben Mark kostete und legte daher Wert darauf, die zwanzig Mark in Sicherheit zu bringen.

„Ja, meine Herren,“ wandte sich Wachtelmann wieder an seine Gegner. „Es ist doch gut, wenn man Zeitungen liest. Ich habe da neulich gelesen, daß es als aparte Neuheit Bleistifte gibt, mit denen man schießen kann. Und zwar gibt es die Dinger in zwei Ausführungen: als Schreckschuß und als Scheintodpistolen. Ich vermute, daß Sie wenig Interesse am Knallen haben, daß also das Ding,

das Sie da im Laufe unseres Gespräches aus Ihrer geschätzten Tasche hervorgezogen haben, eine betäubende Gasladung enthält. Vielleicht wäre ich nie darauf gekommen, wenn ich mir nicht selbst während unserer Verhandlungen gesagt hätte, daß es das bequemste für Sie wäre, mich zum Einschlafen zu bringen. Jetzt ist es natürlich zu spät; denn Ihre freundliche Wirtin wird mir wohl bald melden kommen, daß der Wagen unten auf mich wartet. Abgesehen davon können Sie natürlich keinen betäubten Mann rumliegen haben, wenn man vom Flur aus hereinsehen kann. Im übrigen weiß ich immer noch nicht, wo wir uns

morgen treffen werden. Da Ihnen anscheinend nichts einfällt, werde ich etwas vorschlagen. Haben Sie eine Zeitung?“

Wachtelmann blätterte in dem gereichten Blatt.

„Hier ist das, was ich suche, ein Kabarett, das am Nachmittag spielt. Das ist gerade das, was ich brauche. Sie treffen mich dort pünktlich um 17 Uhr. Vergessen Sie nicht das Geld. Ich werde auch die Pläne nicht vergessen. Im übrigen kommt da Ihre Wirtin. Ich empfehle mich, meine Herren! Auf Wiedersehen morgen nachmittag.“

Vom nächsten Automaten aus rief Wachtelmann bei seiner Zimmervermieterin an.

„Hier spricht Lachowski. Hat jemand nach mir gefragt?“

Er erfuhr, daß ein Herr in seinem Zimmer auf ihn warte, und er bat, diesen Herrn an den Apparat zu rufen.

Es meldete sich Mecke.

„Tag, Mecke. Hier ist Wachtelmann. Warten Sie allein auf mich?“

„Klar.“

„Meinen Sie, daß ich mich in mein Zimmer wagen kann?“

„Warst du mit deinem guten Weihnachtsmann zusammen?“ fragte Mecke dagegen.

„Ja“ „Dann mußt du dich allerdings vorsehen, daß der Onkel nicht an dir kleben bleibt.“

„Keine Bange,“ beruhigte ihn Wachtelmann, „ich bin sicher, daß der

Kerl für heute genug von mir hat.“

„Was soll dich denn sonst daran hindern herzukommen?“

„Beispielsweise die Polizei?“

„Von wem soll sie denn deine Adresse haben?“

„Beispielsweise von Ihnen, mein lieber Mecke.“

„Bei dir piept es wohl?“ erkundigte sich Mecke.

„Darüber können wir noch reden. Wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie überzeugt davon sind, daß die Polizei mich heute in meinem Zimmer vollständig zufrieden lassen wird?“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort.“ „Mit einem Male sagst du ja ‚Sie‘ zu mir, mein Junge,“ stellte er fest. Aber er ging sogleich wieder zu der gewohnten Anrede über, als er hinzufügte: „Also dann warten Sie auf mich. Wir haben uns doch eine Menge zu erzählen.“

Eine halbe Stunde später saßen die beiden sich gegenüber.

„Haben Sie mich im ‚Cafe Silberfalter‘ erwartet?“ erkundigte sich Wachtelmann höflich.

Mecke nickte.

„Es tut mir leid, daß ich Sie unnötig warten ließ. Aber schließlich waren wir beide gar nicht dort verabredet. Hat sonst noch jemand auf mich gewartet?“

„Fräulein Lotte,“ gab Mecke bereitwilligst Auskunft.

„Das tut mir noch mehr leid. Aber ich hatte Wichtigeres zu tun.“

„Wo waren Sie denn?“ Mecke blieb beim „Sie“.

„Erst bin ich mit dem Fragen dran. Nachher kommen Sie an die Reihe. Also ich möchte gerne wissen, wer sonst noch auf mich gewartet hat.“

„Wahrscheinlich irgend jemand von den Leuten des Weihnachtsmannes.“

„Weiter! Wer noch?“

Mecke schwieg und betrachtete Wachtelmann aufmerksam.

„War auch jemand von den Leuten Hilgerts da?“

Mecke schwieg noch immer.

„War vielleicht auch jemand von der Polizei da?“

„Was sollen die Fragen eigentlich?“ wollte Mecke jetzt wissen.

„Ich kann mir nicht vorstellen,“ sagte Wachtelmann bedächtig, „daß Sie bis jetzt der Meinung waren, ich hätte mir über Ihre sonderbare Rolle noch nicht den Kopf zerbrochen. Es ist doch eigentlich eine Menge vorgefallen, was jeden vernünftigen Menschen hätte nachdenklich machen müssen. Und ich hoffe, Sie rechnen mich zu den vernünftigen Menschen.“

„Doch,“ verteidigte sich Mecke.

„Haben Sie aber trotzdem geglaubt, daß mir noch nichts sonderbar vorgekommen ist?“

„Das habe ich nicht geglaubt. Aber Sie haben bisher offiziell davon keine Kenntnis genommen, und ich habe mir gedacht, Sie würden auch weiterhin schweigend darüber hinweggehen.“

„Was sollte mich dazu veranlassen?“

„Die Tatsache, daß Sie dabei gut fahren. Ich habe stets Ihre Interessen wahrgenommen. Was mich dazu veranlaßt hat, dürfte für Sie von nur sekundärer Bedeutung sein. Wenn Sie darauf dringen, daß ich meine Karten aufdecke, dann laufen Sie immerhin Gefahr, meine Unterstützung zu verlieren. Grade weil ich Sie für einen vernünftigen Menschen halte, habe ich angenommen, daß Sie sich das selber sagen würden und damit zufrieden wären, wenn alles beim alten bliebe.“

Sie haben recht. Solange ich der Überzeugung war, daß ich auf Ihre Hilfe angewiesen wäre, habe ich tatsächlich auf Grund derartiger Überlegungen den Mund gehalten.“

„Glauben Sie, jetzt ohne mich fertig werden zu können?“

„Gewiß. Heute habe ich einiges erfahren, was für mich die Sachlage völlig verändert hat. Beispielsweise habe ich jetzt keine übertriebene Angst vor der Polizei mehr.“

„Ihr Steckbrief ist noch nicht aufgehoben!“ warf Mecke ein.

„Das berührt mich wenig. Ich werde mich wahrscheinlich morgen abend stellen. Für meine Person habe ich nie Angst vor der Polizei gehabt.“

„Und für Ihre Lotte haben Sie jetzt auch keine Angst mehr?“

„Nein, für Fräulein Lotte habe ich auch keine Angst mehr.“

„Und wie steht es mit dem Weihnachtsmann?“

„Mit diesem Herrn werde ich morgen gründlich abrechnen. Wenn Sie mir dabei helfen wollen, um so besser. Wenn nicht, werde ich alles allein schaffen.“

„Sie wollen dem Herrn morgen die falschen Pläne verkaufen?“

„Mecke weiß alles,“ gab Wachtelmann lächelnd zu. „Weiß Mecke auch, was ich anschließend an diese geschäftliche Angelegenheit zu tun gedenke?“

„Lassen Sie mich überlegen. Wollen Sie anschließend etwa den Weihnachtsmann verprügeln?“

„Vielleicht. Und dann?“

„Dann? Wollen Sie ihn verhaften lassen?“

„Richtig geraten.“

„Und das wollen Sie ohne mich fertigbringen?“

„Wenn Mecke nicht mitmachen will, wird mir nichts anderes übrigbleiben. Ich hoffe allerdings immer noch, daß er mitmacht und mir freiwillig die Fragen beantwortet, die ich an ihn zu richten habe.“

„Schießen Sie los!“

„Erste Frage: War es Zufall, daß Sie mich in dem Hotel am Stettiner Bahnhof trafen?“ „Es war kein Zufall.“

„In wessen Auftrag haben Sie mich getroffen?“



„Auskunft verweigert.“

„In wessen Auftrage Sie heute handeln, werden Sie mir wohl dann nicht verraten wollen?“

„Nein.“

„Schön. Die nächste Frage: War das Polizeikommando, das den Radioladen ausgehoben hat, echt?“

„Ja.“

„In welchem Verhältnis stehen Sie zur Polizei?“

„Auskunft verweigert.“

„In welchem Verhältnis steht Hilgert zur Polizei?“

„Im besten.“

„Ist Hilgert Ihr Auftraggeber?“

„Auskunft verweigert.“

„Wissen Sie, auf wessen Veranlassung ich verhaftet werden soll?“

„Ja“.

„Wollen Sie mir den Namen nennen?“

„Nein.“

„Wie weit ist die Polizei über die Pläne von Fräulein Wegener orientiert?“

„Auskunft verweigert.“

„Haben die Geschwister Wegener begründete Hoffnung, sich heil aus der Affäre

ziehen zu können?“

„Unbedingt.“

„Können die beiden dabei auf Ihre Beihilfe rechnen?“

„Unbedingt.“

„Das freut mich.“

„Haben Sie vielleicht sonst noch etwas zu fragen?“

„Vorläufig nicht.“

„Dann ist die Geschichte noch einmal gut abgelaufen, und ich habe keine Veranlassung, Ihnen meine Unterstützung zu versagen.“

„Die Frage ist nur die, ob ich noch Wert auf diese Unterstützung lege,“ stellte Wachtelmann lächelnd fest.

„Machen Sie keine Dummheiten,“ bat Mecke. „Wir haben in stärkerem Maße denn je das gleiche Ziel vor Augen. Ich fürchte, die Verhaftung des Weihnachtsmannes wird uns nur gelingen, wenn wir zusammenarbeiten. Sie müssen mir glauben, daß ich an dieser Verhaftung das größte Interesse habe, auch wenn ich Ihnen die Gründe für dieses Interesse nicht verraten kann.“

„Ich glaube es Ihnen, Mecke. Und vor allem glaube ich Ihnen, daß Sie nichts gegen die beiden Wegener im Schilde führen. Ich will mir auch

bei meiner geschäftlichen Auseinandersetzung mit dem Weihnachtsmann von Ihnen helfen lassen. Was darauf folgt, will ich aber allein erledigen.“

„Aber warum denn, um Gottes Willen?“

„Sagen Sie mal, Mecke, sind Sie schon einmal von dem Weihnachtsmann verhaueu wurden?“

„Nein.“

„Aber ich. Außerdem habe ich dem Onkel noch eine Reihe ganz besonders schöner Stunden zu verdanken. Da können Sie es mir nicht verdenken, wenn ich allein mit ihm abrechnen will.“

„Aber Sie werden es meiner Ansicht nach nicht schaffen.“

„Verlassen sie sich auf mich. Etwas habe ich schließlich in den letzten Tagen auch zugelernt. Jetzt erzählen Sie mir bitte, ob Sie echte Banknoten von unechten unterscheiden können.“

„Mecke kann alles.“

„Dann möchte ich Sie bitten, bei meiner morgigen Zusammenkunft mit dem Weihnachtsmann zugegen zu sein, damit mir der Kerl keine falschen Scheine andreht. Kennt der Weihnachtsmann Sie?“

„Nein.“

„Dann werden Sie sich vor Abschluß des Geschäfts die Scheine ein wenig ansehen, nicht wahr?“

„Einverstanden. Wo treffen wir uns?“

„So einfach geht das nicht.“ Wachtelmann lächelte niederträchtig. „Wollen Sie mir bitte zunächst Ihr Ehrenwort geben, daß niemand von den Leuten Hilgerts und von der Polizei bei unserer Zusammenkunft zugegen sein wird?“

„Sonst noch etwas?“ fragte Mecke.

„Ja, noch einige Kleinigkeiten. Sie müssen mir versprechen, nach Abschluß des Geschäfts mit dem Geld spurlos zu verschwinden. Und zwar möchte ich Sie bitten, das Geld sofort Fräulein Wegener zu überbringen. Anscheinend bereitet es Ihnen keine Schwierigkeiten, den Aufenthalt der Dame sehr schnell zu ermitteln.“

„Das ist alles, was ich versprechen muß?“

„Nein. Sie müssen außerdem noch feststellen, wo ich nach Abwicklung aller meiner Geschäfte Fräulein Wegener bestimmt erreichen kann.“

„Ich glaube nicht, daß ich Ihnen das alles versprechen kann.“

„Dann werde ich leider auf Ihre Mitwirkung verzichten müssen.“

Mecke konnte sich nicht entschließen, das verlangte Versprechen zu geben.“

„Ich möchte Ihnen ein wenig nachhelfen,“ erklärte Fritz Wachtelmann. „Ich will Ihnen verraten, daß ich ganz genau bemerkt habe, daß Sie mich fast ständig beobachten ließen. Ganz so harmlos, wie Sie dachten, bin ich nämlich wirklich nicht. Verlassen Sie sich darauf: Wenn Sie mir Ihr Versprechen nicht geben, dann weiß ich genau, daß Sie beabsichtigen, mir ohne mein Wissen zu folgen.“

Ich traue mir nach allem, was ich von Ihnen gelernt habe, zu, Sie abzu-

schütteln. Sie werden mich bestimmt aus den Augen verlieren. Dann werden Sie auch beim ersten Teil meiner Abrechnung mit dem Weihnachtsmann nicht zugegen sein. Das würde mir leid tun, weil Fräulein Wegener dabei Gefahr läuft, falsche Scheine für ihre schönen Pläne zu erhalten.

Schweren Herzens entschloß Mecke sich dazu, dem Pianisten alles zu versprechen, was dieser von ihm verlangte. Am nächsten Morgen erzählte Mecke Golle von seinen Verhandlungen mit Wachtelmann.

„Ich habe den Jungen nicht wiedererkannt. Wenn ich nicht seine Gegner so genau kennen würde, dann könnte ich es ihm fast zutrauen, daß er es schafft.“

„Unmöglich ist das nicht. Aber wir dürfen es nicht darauf ankommen lassen.“

„Uns bleibt leider keine Wahl. Ich mußte mein Ehrenwort geben.“

„Natürlich, natürlich.“ sagte Golle. „Daran habe ich im Moment nicht gedacht.“

Mecke grinste niederträchtig. „Es tut mir leid,“ erklärte er. „Mir blieb keine andere Wahl. Und das Unangenehmste an der Geschichte: Ich pflege mein Ehrenwort zu halten.“

„Natürlich,“ wiederholte Golle noch einmal laut.

„Sie verstehen mich noch immer nicht. Ich konnte mir doch ausrechnen, daß Sie oder Hilgert, dem Sie sicher alles brühwarm erzählen werden, sich nicht durch mein Ehrenwort gebunden fühlen werden. Sie werden daher versuchen, mir zu folgen, um im gegebenen Moment eingreifen zu können. Wenn ich mein Versprechen wirklich halten will,

muß ich daher dafür sorgen, daß niemand mir folgen kann. Leider verstehe ich das. Ferner mußte ich Wachtelmann veranlassen, gestern abend sein Quartier zu wechseln, da sein bisheriger Aufenthalt Ihnen bekannt war. Es besteht demnach für Sie leider wenig Hoffnung, die Pläne Ihres Freundes zu durchkreuzen. Es tut mir leid, daß ich an all das gedacht habe.“

„Hol' Sie der Teufel, Mecke! Mußten Sie ihm denn das Versprechen geben?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht wäre es mir trotz allen seinen Vorsichtsmaßnahmen gelungen, ihm zu folgen und so den Ort seiner Zusammenkunft festzustellen. Aber das war doch recht ungewiß. Jetzt werde ich zumindest gute Gelegenheit haben, mir einmal diesen Weihnachtsmann anzusehen. Abgesehen davon, muß ich gestehen, daß das Selbstvertrauen Wachtelmans auf mich einen starken Eindruck gemacht hat. Manchmal denke ich fast, er wird es schaffen. Wie er das anstellen will, ist mir allerdings nicht klar.“

„Mir auch nicht. Im Grunde genommen kann ich Ihnen allerdings keinen Vorwurf machen. Ich sehe wirklich keinen Weg, wie wir mit von der Partie sein könnten. Vielleicht sieht Hilgert einen Weg.“

## *16. Kapitel.*

Kommissar a. D. Willborn, der Chef der Detektei „Die Argonauten“, erkundigte sich bei seinem Besucher:

„Wie sind Sie mit meinem Mann zufrieden?“

„Ausnehmend gut,“ antwortete Golle.

„Er ist auch mein bester Mann,“ erklärte Willborn.

„Dann möchte ich Sie bitten, mir für heute auch noch Ihren zweitbesten Mann zur Verfügung zu stellen.“

„Worum handelt es sich?“

„Er soll Ihren besten Mann überwachen.“

„Ich denke, Sie sind mit Mecke zufrieden?“

„Ich bin es auch. Er hat alles aufs beste erledigt. Er hat in überraschend kurzer Zeit den Aufenthalt von Wachtelmann ermittelt und ist seitdem dauernd mit ihm in Fühlung geblieben. Heute nachmittag haben die beiden nun eine Zusammenkunft verabredet, bei der ich gern dabei sein würde. Leider mußte Mecke Wachtelmann sein Ehrenwort geben, daß er mir den Ort der Zusammenkunft nicht verraten würde. Ich möchte nun Ihren zweitbesten Mann ein wenig auf die Spur Meckes setzen.“

„Entschuldigen Sie eine Frage: Rechnet Mecke damit, daß Sie ihn beobachten wollen?“

„Gewiß.“

„Dann kann ich Ihren Auftrag leider nicht übernehmen. Auf aussichtslose Sachen lassen wir uns nicht ein.“

„Das ist bedauerlich. Aber ich habe damit gerechnet.“

„Besteht denn keine Möglichkeit, Wachtelmann beobachten zu lassen?“

„Ich glaube nicht,“ erklärte Golle, „Ihr Mecke nimmt sein Versprechen so genau, daß er Wachtelmann zu einem Quartierwechsel veranlaßt hat, so daß ich keine Ahnung habe, wo er zu fassen ist. Zuletzt wohnte er unter dem Namen Lachowski in Wilmersdorf.“

„Einen Augenblick,“ sagte Willborn und ließ sich von einem Angestellten ein Aktenstück bringen, dem er eine Fotografie entnahm. Golle erkannte, daß es sich um eine Aufnahme Wachtelmanns handelte, die er dem Chef der „Argonauten“ selbst übergeben hatte.

Willborn lachte.

„Es ist toll, wie der Junge es verstanden hat, sich lediglich durch ändern Haarschnitt und mit Hilfe eines Kneifers zu verändern.“

„Haben Sie ihn denn in letzter Zeit gesehen?“ wollte Golle wissen.

„Vor einer halben Stunde,“ sagte hierauf Willborn.

Golle fluchte. „Wenn ich demnach eher gekommen wäre, hätte ich seine Spur gehabt.“

„Wenn er unter dem Schutz von Mecke steht, hätte ich sie aber wahrscheinlich bald wieder verloren,“ ergänzte Willborn, immer noch lachend.

„Mir ist dabei gar nicht zum Lachen,“ grollte Golle. „Sie sehen also keine Möglichkeit herauszufinden, wo die beiden sich verabredet haben?“

„Das will ich nicht sagen. Eigentlich weiß ich das schon.“

„Sie sind ein Engel!“ jubelte Golle.

„Sagen Sie das nicht,“ wandte Willborn ein. „Dazu bin ich doch eigent-



lich zu dick. Ich stelle mir Engel im allgemeinen etwas schlanker vor. Ich kann mich auch nicht entsinnen, je die bildliche Darstellung eines dicken Engels gesehen zu haben. Dabei weiß ich in der Kunstgeschichte recht gut Bescheid. Wissen Sie, wann man die ersten bildlichen Darstellungen von Engeln antrifft?“

„Ich will es gar nicht wissen.“

„Trotzdem wird es Sie überraschen, zu hören —“

„Sind Sie verrückt geworden, Herr Willborn?“

„Nein, ich glaube nicht. Wie kommen Sie auf die sonderbare Vermutung?“

„Wollen Sie mir vielleicht verraten, was Ihr blödsinniges Gerede zu bedeuten hat?“

„Aber ich muß doch Zeit gewinnen, Herr Golle,“ gab Willborn in vorwurfsvollem Ton zu bedenken.

„Wozu müssen Sie denn nur Zeit gewinnen?“

„Zum Überlegen. Ich muß doch überlegen, ob ich Ihnen die gewünschte Auskunft geben kann, ohne mich eines Vertrauensbruches schuldig zu machen. Sie müssen bedenken, daß Ihr Freund Wachtelmann seit einer halben Stunde auch zu meinen Klienten gehört.“

„Darf ich fragen, was er dann von Ihnen wollte?“

„Er hat acht handfeste Detektive von mir gemietet.“

„Etwas viel.“

„Fand ich auch. Er hat aber im voraus bezahlt.“

„Was sollen die Leute machen?“

„Sie haben den Auftrag, sich heute nachmittag in einem Lokal einzufinden und bei der Hand zu sein, wenn etwas Ungewöhnliches sich ereignen sollte. Dieser Herr Wachtelmann, der sich heute Lachowski nannte, hat das Gefühl, als würde man ihn bestehlen. Er möchte verhindern, daß der Dieb vor dem Auftauchen der Polizei verschwindet.“

„Kam Ihnen der Auftrag nicht etwas sonderbar vor?“

„Gewiß. Ich fragte ihn auch, warum er sich nicht direkt an die Polizei gewandt hat. Er behauptete, dort würde mau ihm keinen Glauben schenken, da er kein positives Material habe, es handele sich lediglich um eine Ahnung, daß man ihn bestehlen werde. Ich muß zugeben, daß auf Grund dieser Ahnung an eine polizeiliche Besetzung des Lokals kaum zu denken ist.“

„Haben Sie ihm das geglaubt?“

„Natürlich nicht. Ich hatte den Eindruck, als läge ihm daran, daß die Polizei nicht zu früh eintrifft. Aber das konnte mich nicht hindern, den Auftrag anzunehmen. Wenn in dem Lokal ein Gast behauptet, daß ein anderer ihn bestohlen hat, ist es doch selbstverständlich, daß der Beschuldigte dazubleiben hat, bis die Polizei eintrifft. Wenn meine Leute also weiter nichts zu tun haben, sehe ich keinen Grund, den Auftrag abzulehnen. Wachtelmann hat erklärt, daß er selbst natürlich auch das Erscheinen der Polizei abwarten würde.“

„Also will er selbst sich mitverhaften lassen. Denn wenn die Polizei sich erst einmal mit ihm befaßt, wird die Identität des Herrn Lachowski mit dem steckbrieflich gesuchten Pianisten Wachtelmann sich nicht ver-

heimlichen lassen.“

„Gewiß,“ lächelte Willborn.

„Warum grinsen Sie eigentlich?“

„Nun, ich weiß natürlich, daß er nicht lange in Haft bleiben wird. Ich mußte mich doch erkundigen, ehe ich von Ihnen den Auftrag, einen steckbrieflich Gesuchten zu beschützen, annahm. Ich weiß, daß der Haftbefehl aufgehoben werden wird, sobald man Wachtelmann gefaßt hat.“

„Das stimmt. Aber Wachtelmann weiß das nicht. Es gehört also schon eine gehörige Portion Frechheit dazu, sich einfach zusammen mit seinem Gegner festnehmen zu lassen. Wollen Sie mir übrigens verraten, wo das Theater stattfinden soll?“

„Ich bin mir noch immer nicht schlüssig darüber.“

„Haben Sie sich ausdrücklich dazu verpflichtet, den Kampfplatz vollständig geheim zu halten?“

„Das nicht. Aber schließlich konnte Wachtelmann nicht annehmen, daß Sie mich danach fragen würden.“

„Zugegeben. Ich will Ihnen aber die Zusicherung geben, daß ich nichts unternehmen werde, was nicht im Interesse Wachtelmans liegt. Jetzt, wo ich seinen Plan kenne, bin ich übrigens davon überzeugt, daß er auch ohne meine Hilfe zum Ziele kommen würde. Ich möchte aber gern dabei sein. Ich spiele jetzt lange genug mit, um auch den Schlußeffekt abzubekommen.“

„Das kann ich verstehen. Ich will auch dabei sein,“ erklärte Willborn,

und so erfuhr Golle, daß Wachtelmann als Schauplatz des Schlußaktes ein Kabarett in Aussicht genommen hatte.

Eine Stunde später nach der Unterredung Golles mit dem Chef der „Argonauten“ suchte Hilgert den Kriminalrat Wetzlaff im Präsidium auf.

„Heute brauche ich Sie wieder,“ verkündete er. „Wenn alles klappt, dann bringen wir heute unsere Geschichte zum Abschluß.“

„Unsere Geschichte' ist sehr gut,“ brummte der Kriminalrat unfreundlich. „Bisher habe ich mit der Geschichte nicht viel zu tun gehabt. Als man mir mitteilte, daß ich Ihnen zur Verfügung stehen sollte, hatte ich mir mehr davon versprochen. Ich habe sogar an ein regelrechtes Zusammenarbeiten zu denken gewagt. Statt dessen hüllen Sie sich in Geheimnisse, und nur wenn es zu einer Verhaftung kommt, wird mir gnädigst gestattet mitzuspielen.“

„Das tut mir wirklich leid, verehrter Herr Kriminalrat,“ versuchte Hilgert ihn zu besänftigen, „aber die Angelegenheit ist so wichtig, daß ich vor ihrem Abschluß keinen Außenstehenden ins Vertrauen ziehen durfte.“

„Ganz scheint das nicht zu stimmen. Ich weiß doch genau, daß Sie in den Herren Golle und Mecke neuerdings Bundesgenossen haben, denen Sie, allem Anschein nach, Ihr volles Vertrauen schenken.“

„Sie haben recht. Aber ich habe diesen Leuten meine Geheimnisse nicht verraten. Sie haben alles selbst herausgefunden. Beispielsweise hat dieser begabte Herr Mecke entdeckt, wo die Geschwister Wegener versteckt gehalten wurden. Daraufhin erschien Golle bei mir und versuchte eine regelrechte Erpressung. Er erklärte mir, er würde den Aufenthaltsort der Geschwister verraten, aber nur, wenn ich ihn an der

weiteren Verfolgung des Falles mitarbeiten ließe. Nun, etwas hatte er sich da verrechnet, da ich mir selbst schon denken konnte, wo die Geschwister steckten. Die beiden Wegener hatten mir ja mitgeteilt, wo Lotte das erstmal – zusammen mit Wachtelmann – festgehalten worden war, und ich konnte annehmen, daß unsere Gegner auch jetzt dieselben Räume benutzen würden. Also mit der Erpressung war es nichts. Aber ich mußte feststellen, daß Golle, der mir bereits mehrfach vergeblich seine Mitarbeit angeboten hatte, inzwischen so viel von der ganzen Angelegenheit erfahren und erraten hatte, daß ich es für notwendig hielt, ihn – zusammen mit Mecke – ins Vertrauen zu ziehen und mir so die Verschwiegenheit der beiden zu sichern. Im übrigen habe ich wirklich wenig Neues zu berichten, Golle und Mecke waren sich beispielsweise über meine Tätigkeit völlig im klaren. Sie hatten sich aus den Angaben, die ihnen Wachtelmann über seine Begegnungen mit mir und den anderen Mitspielenden gemacht hatte, sowie aus eigenen Ermittlungen recht geschickt alles zusammengereimt und so ziemlich das Richtige getroffen. Golle hatte mich dann auch dazu überredet, unter Ihrer gütigen Mitwirkung den Radioladen auszuheben. Ich hatte das noch hinauszögern wollen, weil ich gehofft hatte, durch eine unauffällige Beobachtung des Ladens früher oder später auf den Chef der feindlichen Organisation zu stoßen. Nach dem, was mir Golle aber von den Erfahrungen Wachtelmanns im Verlaufe seiner Gefangenschaft erzählte, mußte ich dann aber einsehen, daß ich die Geschwister Wegener nicht länger in den Händen unserer Gegner lassen konnte. Im übrigen hat sich die Hinzuziehung von Golle und Mecke in jeder Beziehung gelohnt. Wenn wir – wie ich zuversichtlich hoffe – die Angelegenheit heute zum glücklichen Abschluß bringen können, so ist das nicht zuletzt auch Gollés Verdienst.“

„Wie kam Golle eigentlich dazu, sich in die Geschichte einzumischen?“

„Golle hat zuerst an die Geschichte mit den Todesstrahlen geglaubt und wollte natürlich verhindern, daß die Pläne in die Hände der Bande fielen. Erst als er sich näher mit dem Projekt beschäftigte, sah er ein, daß es nach dem heutigen Stande unserer Technik undurchführbar sein müsse. Abgesehen davon aber wollte er auch seinen Freund Wachtelmann nicht im Stiche lassen.“

„Dann verstehe ich nicht, warum er mit Wachtelmann nicht zusammengearbeitet hat?“

„Auch das kann ich Ihnen erklären. Er mußte doch nach den Berichten Wachtelmanns annehmen, daß Fräulein Wegener mit zur Gegenseite gehörte. Da er außerdem genau über den bedauerlichen Zustand Wachtelmanns orientiert war — der Junge war bis über beide Ohren verliebt —, glaubte er, bei einem Zusammenarbeiten mit seinem Freunde würde dieser ihn zu einer unangebrachten Rücksichtnahme verleiten. Im übrigen stand er durch die Person Meckes stets in Verbindung mit seinem Freunde, ohne daß dieser allerdings etwas davon ahnte. Außerdem wurde der Pianist von Golle finanziert, er hat anonym eine größere Summe erhalten, die ihm die Fortführung seines Kampfes nunmehr ermöglichte.“

„Weiß Wachtelmann noch immer nicht, was gespielt wird?“

„Nein. Er glaubt, daß die Geschwister Wegener die wertlosen Papiere verkaufen wollen, und er hat sich sogar bereiterklärt, ihnen diese Arbeit abzunehmen. Er will heute versuchen, dem großen Unbekannten einige Tausender zu entlocken, ehe er ihn uns ausliefert. Das Geld wird er getreulich an Fräulein Wegener weiterleiten.“

Wetzlaff lächelte. „Und was wird Fräulein Wegener damit tun?“

„Darüber habe ich heute mit ihr gesprochen. Das hängt zum Teil von Ihnen ab, Herr Kriminalrat. Wenn wir Ihnen unseren Gegner ausliefern und er dann angibt, daß er bestohlen wurde, werden Sie sich hoffentlich nicht allzu große Mühe geben, ihm zu seinem Gelde zu verhel- fen.“

„Sie sind ein ganz großer Gauner,“ stellte der Kriminalrat lachend fest.

„Danke. Nach meiner heute an den Tag gelegten Gesprächigkeit dürften Sie keinen Anlaß mehr haben, weiter mit mir unzufrieden zu sein.“

„Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?“

„Danke. Nachhelfen hat bei mir keinen Zweck. Mit Alkohol erfahren Sie auch nicht mehr als ohne. Im übrigen werde ich, wenn heute alles programmgemäß verläuft, mir erlauben, Sie heute abend zu einer kleinen Siegesfeier einzuladen. Da kann es nichts schaden, wenn wir jetzt noch nüchtern bleiben.“

„Da werden Sie wohl recht haben. Wissen Sie übrigens, was ich Ihnen bei der ganzen Geschichte am meisten übelgenommen habe?“

„Nun?“

„Daß Sie mich zuerst auf die Geschwister Wegener gehetzt haben. Wenn Sie mir gesagt hätten, daß die beiden in Ihrem Auftrage handeln, hätten Sie uns eine Menge Arbeit erspart.“

„Das glaube ich Ihnen. Ich habe mich selbst gefreut, wie gut die beiden Versteck gespielt haben. Ich habe nicht geahnt, daß Sie soviel Mühe darauf verwenden würden, ihren Aufenthalt zu ermitteln. Dann konnte ich aber feststellen, daß Ihre Mühe nicht umsonst war. Die beiden wurden nämlich, sobald sie irgendwo auftauchten, auch von unseren Geg-

nern sorgfältig beobachtet. Und da war es für meine Komödie nur günstig, wenn die Gegenseite erkennen konnte, daß auch die Polizei hinter den beiden her war. Wenn Sie nicht mehr zu fragen haben, will ich Ihnen jetzt verraten, was sich heute nachmittag ereignen wird.“

Als Hilgert, nachdem alles Erforderliche verabredet war, den Kriminalrat verließ, hatte sich dessen Laune in überaus erfreulicher Weise gebessert.

### *17. Kapitel.*

Wachtelmann und Mecke waren die ersten Gäste des Nachmittagskabarets, aber bald nach ihnen erschienen weitere Besucher, so daß der Saal bereits vor Beginn der Vorstellung gefüllt war.

„Ich denke, wir nehmen den Tisch neben dem Podium,“ schlug Wachtelmann vor. „Wenn wir die beiden Stühle nehmen und den Sessel für unseren dritten Mann freilassen, dann kann er den Raum nicht verlassen, wenn wir ihm nicht ein wenig Platz machen.“

Mecke war einverstanden. In der Zeit, bis der Ober ihnen ihren Kaffee gebracht hatte, wurde kein Wort gesprochen. Danach jedoch zeigte sich Mecke von einer ungeahnten Gesprächigkeit. Er ließ alle Register spielen, um von Wachtelmann die Erlaubnis zur Heranziehung von Hilfskräften zu erlangen. Und um Wachtelmann umzustimmen, war er zur Preisgabe von so manchem Geheimnis bereit, das er am Tage zuvor immer noch sorgfältig gehütet hatte.

„Lassen Sie mich wenigstens dabei sein. Ich kann mir nicht vorstellen,



daß Sie allein mit dem Manne fertig werden. Oder benachrichtigen Sie Hilgert.“

„Damit er ein Überfallkommando herbestellt, das mich festsetzt, ehe ich die Pläne verkauft habe?“ fragte Wachtelmann.

„Das kommt gar nicht in Frage. Wenn Sie es von Hilgert verlangen, wird er die Aufhebung des Haftbefehls erwirken.“

„Geht das so einfach?“

„Natürlich. Das wäre längst geschehen, wenn Hilgert es nicht absichtlich hinausgezögert hätte. Daß Sie fälschlich denunziert worden sind, hat sich ja längst herausgestellt.“

„Weswegen wurde ich denunziert?“

„Spionage.“

„Donnerwetter. Das ist ja sehr ehrenvoll für mich. Wissen Sie auch, wer mich denunziert hat?“

„Ihr Freund Golle.“

„Reden Sie keinen Unsinn.“

„Ich sage ausnahmsweise die Wahrheit. Golle war besorgt um Sie und wollte Sie vor Ihrem Weihnachtsmann schnell in Sicherheit bringen.“

„Und warum hat er dann den Fall nicht zu Ende geführt? Er hatte doch — so wie ich die Sache übersehe — mehrfach Gelegenheit, der Polizei meinen Aufenthalt bekannt zu geben?“

„Aber inzwischen hat sich die Sachlage geändert.“

„Wodurch?“

„Durch mich. Es war mir gelungen, Sie aufzustöbern. Und seit Golle Sie unter meinem Schutz wußte, erschien ihm die Angelegenheit weniger gefahrvoll.“

„Sie arbeiten also am Auftrage Golles?“

„Ja, gewissermaßen.“

„Golle war also durch Sie über jeden meiner Schritte unterrichtet?“

„Gewiß. Außerdem erfuhr er alles, was ich für Sie feststellen konnte — das meiste davon erfuhr er sogar früher als Sie. Er konnte daher die ganze Zeit über in Ihrem Interesse tätig sein.“

„Und warum wollte er denn nicht offen mit mir zusammenarbeiten?“

„Ich glaube, er hielt Sie nicht für völlig zurechnungsfähig.“

„Danke,“ sagte Wachtelmann. „Das ist ja alles sehr interessant. Dann habe ich Golle bitter unrecht getan. Ich habe wirklich geglaubt, daß er mich im Stich lassen wollte. Jetzt weiß ich auch, von wem die geheimnisvolle Geldsendung stammte. Aber der Schlußakt wird doch ohne meinen Freund Golle gespielt werden. Schließlich muß er für seine Geheimniskrämerei bestraft werden.

Und auch für seine Anschauungen betreffs Zurechnungsfähigkeit. Das Wichtigste von dem, was Sie mir verraten haben, war für mich die Tatsache, daß mich die Polizei nicht allzulange festhalten wird. Ich konnte mir das ja denken, und darauf baut sich mein ganzer Plan auch auf. Zum Dank für Ihre Enthüllungen will ich Ihnen etwas verraten. Sie werden dann sehen, daß ich wenig Gefahr laufe, dabei den kürzeren zu

ziehen. Hören Sie zu: Wenn mein Geschäft mit dem Weihnachtsmann zum glücklichen Abschluß gekommen ist, und wenn ich Sie dann mit dem Gelde in Sicherheit weiß, wird es hier eine Hetz geben, die bestimmt nicht im Programm vorgesehen ist. Ich werde behaupten, von dem Weihnachtsmann bestohlen zu sein, und einen Mordskrach schlagen. Da wird es wohl nicht ausbleiben, daß die Polizei auf der Bildfläche erscheint. Wenn ich dann mich und meinen sauberen Geschäftspartner den Beamten vorstelle, wird uns wohl nichts davor bewahren, daß wir den Weg zur Wache antreten müssen. Wenn ich dann Herrn Hilgert benachrichtigen lasse, wird man sich wohl ungern von dem Weihnachtsmann trennen wollen. Ich denke, da gibt es keine Schwierigkeiten, und ich hoffe, Sie werden leichten Herzens mit dem Geld hier verschwinden?“

Mecke schien wirklich keine Schwierigkeiten mehr zu sehen, zum mindesten kam er nicht mehr auf seinen Wunsch nach Mobilisierung von Hilfskräften zurück. Vielleicht trug hierzu weniger der Optimismus Wachtelmanns bei, als die Tatsache, daß er unter den neu eingetroffenen Gästen einige Kollegen von den „Argonauten“, darunter auch seinen Chef, Kommissar a. D. Willborn, mit einem Blick erkannt hatte.

„Sind Sie übrigens sicher, daß man Sie ohne weiteres freilassen wird?“

„Sie haben mir das doch selbst bereits bestätigt.“

„Ich habe Ihnen nur bestätigt, daß der noch bestehende Haftbefehl aufgehoben wird. Sind Sie noch nicht auf den Gedanken gekommen, daß Sie sich durch den Verkauf der Pläne strafbar machen könnten?“

„Natürlich bin ich bereits auf diesen Gedanken gekommen. Ich habe unter anderem den heutigen Vormittag zu einem Besuch bei einem Rechtsanwalt benutzt und mich eingehend aufklären lassen.“

„Hat der Rechtsanwalt Sie beruhigt?“ „Im Gegenteil. Ich hatte mir gedacht, die Tatsache, daß die Pläne wertlos sind, müßte uns, das heißt die Geschwister Wegener und mich, vor jeder Verfolgung schützen. Dem ist aber nicht so. Ich habe deshalb ein längeres Telefongespräch mit Hilgert gehabt und ihn um Rat gefragt.“

„Das ist eine ziemliche Frechheit!“ „Ich glaube nicht. Sehen Sie: Ich habe doch genau gemerkt, daß Ihr famoses Überfallkommando, das den Radioladen ausgehoben hat, verdammt echt war. Hilgert muß zu diesem Zeitpunkt schon gewußt haben, daß die Pläne wertlos sind. Wenn er trotzdem die beiden Wegeners nicht festnehmen ließ, bedeutet das doch, daß ihm nichts an den beiden liegt. Hilgert hat es doch — soviel war mir klar — nur auf den Weihnachtsmann abgesehen. Ich habe ihm nun versprochen, ihm den Weihnachtsmann zu verschaffen, und er mußte mir dafür versprechen, die Geschwister unter seinen Schutz zu nehmen. Er wird aussagen, daß die wertlosen Pläne von den beiden in seinem Auftrage angeboten wurden, angeblich wollte er auf diesem Wege auf die Spur seines Gegners kommen.“

„Mecke mußte lachen — reichlich unmotiviert, so schien es Wachtelmann. Es dauerte eine ganze Weile, bis Mecke wieder imstande war, ein ernstes Gesicht zu machen. Einen Grund für seine Heiterkeit wollte er nicht angeben. Statt dessen erkundigte er sich, ob Wachtelmann Hilgert den Ort seiner geplanten Abrechnung verraten habe. Er wunderte sich, als Wachtelmann die Frage verneinte: denn er konnte keine Erklärung für das Auftreten seiner Kollegen von den „Argonauten“ finden.

Der Ober vom Revier vier traf im Gang zur Küche seinen Kollegen vom Revier zwei.

„Was sagst du dazu?“

„Ich bin platt.“

„So'n volles Haus haben wir noch nie gehabt. Und dabei wollte der Chef die Nachmittagsvorstellung schon einstellen. In meinem Revier ist kein leerer Stuhl mehr.“

„Bei mir ist auch nicht mehr viel Platz. Das Merkwürdige dabei ist, daß die meisten gleich bezahlt haben. Als wenn ihnen daran liegt, schnell auskneifen zu können, wenn ihnen das Programm nicht gefällt.“

„Was anderes ist noch viel merkwürdiger. Das ist die Nase vom Chef. Der muß genau gewußt haben, was hier los sein wird. Sonst hätte der doch heute nicht zwei Aushilfen eingestellt. Ich verstehe so etwas nicht.“

„Die Herren scheinen viel Zeit zu haben,“ mischte sich der Geschäftsführer, dessen Nase soeben lobende Erwähnung gefunden hatte, ins Gespräch, und damit war dies fürs erste beendet.

\*

Das kleine Hausorchester hatte bereits sein Spiel begonnen, als ein älterer Herr mit grauen Koteletten an den Schläfen und mit kurz gestutztem, dichtem Schnurrbart an den Tisch von Wachtelmann und Mecke trat.

„Gestatten Sie? Der Platz frei?“ „Bedauere, wir erwarten noch einen Bekannten.“

„Nämlich mich,“ sagte der Mann mit den Koteletten.

„Ich hätte Sie nicht erkannt,“ gestand Wachtelmann als er sich erhob, um den Weg zum Sessel frei zu machen.

„Um so mehr wundert es mich, daß Sie mich seinerzeit in meinem schönen Vollbart erkannten. Den Platz hier haben Sie übrigens recht geschickt ausgesucht,“ stellte der Weihnachtsmann anerkennend fest.

„Ja,“ bestätigte Wachtelmann. „Man sieht und hört von hier sicher ausgezeichnet.“

„Auch das,“ gab der Weihnachtsmann zu. „Darf ich übrigens fragen, warum Sie nicht allein erschienen sind?“

„Ach so! Entschuldigen Sie! Darf ich Ihnen meinen Freund Mecke vorstellen. Wie Sie heißen, weiß ich leider selbst nicht.“

„Vengerski,“ stellte der Weihnachtsmann sich vor. „Das ist sogar mein richtiger Name. Ich glaube, wir sind jetzt so weit, daß ich es mir leisten kann, meinen Namen preiszugeben. Sie werden erraten haben, daß ich nicht mehr allzulange in Deutschland zu bleiben gedenke. Abgesehen davon, haben Sie aber immer noch nicht meine Frage beantwortet. Warum haben Sie Herrn — —“

„Mecke.“

„Herrn Mecke mitgebracht? Hätte es unserer Vereinbarung nicht besser entsprochen, wenn wir beide ohne Hilfstruppen erschienen wären?“

„Vielleicht. So wie ich Sie kenne, werden aber auch Bekannte von Ihnen zufällig im Lokal anwesend sein.“

Vengerski lachte. „Sie könnten recht haben. Aber ich habe doch niemanden an den Tisch gebracht. Man muß doch den Schein wahren.“

„Einen derartigen Luxus kann ich mir nicht leisten. Ich habe zu wenig Erfahrung mit Banknoten. Mein Freund Mecke ist Bankbeamter. Er

wird so freundlich sein, die Scheine, die Sie mir wahrscheinlich übergeben werden, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Ich irre mich doch nicht, wenn ich annehme, daß Sie das Geld bei sich haben?“

„Sie irren sich nicht.“

„Hoffentlich kränke ich Sie nicht mit meiner übertriebenen Vorsicht?“

„Seien Sie unbesorgt. Ich werde Ihre Pläne genau so sorgfältig prüfen, wie Ihr Freund meine Scheine. Ich irre mich doch nicht, wenn ich annehme, daß Sie die Pläne bei sich haben?“

„Sie irren sich nicht.“

„Ist Ihr Freund eigentlich neugierig?“

„Nein, Sie ahnen nicht, wie — harmlos mein Freund ist.“

„Dann sehe ich nicht ein, warum wir nicht mit der Arbeit beginnen. Wenn Sie mir Ihre Pläne zum Ansehen geben, kann Ihr Freund sich inzwischen mit dem Geld amüsieren.“

Als Wachtelmann und Vengerski ihre Päckchen austauschten, betrat der Conférencier das Podium, und die Vorstellung nahm ihren Anfang.

## *18. Kapitel.*

Der Conférencier stammte — wie die Mehrzahl der echten Berliner — aus Breslau. Er begann nach einigen Begrüßungsworten der üblichen Art seine Darbietungen mit dem Vortrag witziger Anekdoten. Ziemlich

unvermittelt kündigte er dann das Auftreten zweier dressierter Hunde an.

Während der Weihnachtsmann angespannt über seine Pläne gebeugt war und Mecke vorsichtig — um nicht unliebsames Aufsehen zu erregen — die ihm überreichten zwanzig Tausendmarkscheine untersuchte, widmete Wachtelmann sich — scheinbar völlig unbeteiligt an der Arbeit seiner Tischgenossen — der Betrachtung der beiden sehr mageren Hundetiere.

Als der Conferencier wieder das Podium betrat, war Mecke mit der Prüfung der Scheine fertig.

„Geht in Ordnung,“ erklärte er.

Wachtelmann legte die Scheine vor sich auf den Tisch und bedeckte sie notdürftig mit dem Programm. Vengerski nickte nur kurz, ließ sich aber im übrigen in seiner Arbeit nicht stören.

Erst als ein Zauberkünstler seine Darbietungen bereits beendet hatte und eine bereits leicht angejahrte singende Dame auf dem Podium stand und ihren Zuhörern allen Ernstes einzureden versuchte, sie sei ein Ulanenleutnant, faltete Vengerski die Pläne zusammen und legte sie neben das Geld auf den Tisch.

„Wir können uns jetzt ein wenig über den Preis unterhalten,“ flüsterte er Wachtelmann zu.

„Pst!“ machte der. „Nachher. Ich möchte erst zuhören.“

Die Dame auf der Bühne versicherte in den höchsten Tönen, sie hätte eine Lanze und ginge stets aufa Ganze.



„Jetzt stehe ich zu Ihrer Verfügung,“ sagte Wachtelmann, als der weibliche Ulanenleutnant abgetreten war. „Aber ich wüßte nicht, was es über den Preis noch zu reden gäbe?“

„Einiges ist da doch noch zu sagen. Es wird Sie beispielsweise interessieren, daß ich nicht mehr als fünfzehntausend Mark zu zahlen beabsichtige.“

„Das entspricht nicht unserer Vereinbarung,“ stellte Wachtelmann fest und legte seine Hand breit auf die Pläne.

„Das muß ich zugeben. Daher will ich Ihnen mein Verhalten auch erklären. Ich bin leider nicht absolut sicher, daß die Pläne brauchbar sind. Ich will Ihnen gestehen, daß ich seinerzeit, als Sie uns die Ehre Ihres Besuches gaben, ein wenig geblufft habe. Wir sind noch lange nicht so weit mit unserer Arbeit, wie ich es damals hingestellt habe. Theoretisch ist alles einfach und klar. Aber die Übertragung in die Praxis ist uns leider bisher nicht geglückt. Es muß an der Schaltung liegen. Auf Ihren Plänen finde ich nun tatsächlich einige sehr interessante Einzelheiten und Kunstgriffe, die wir noch nicht ausprobiert haben, und die vielleicht zum Ziele führen. Aber Gewißheit kann ich naturgemäß nicht ohne experimentelle Nachprüfung haben. Und dazu fehlt mir leider die Zeit, da ich — wie ich wohl schon andeutete — Deutschland verlassen muß. Wenn ich überzeugt davon wäre, daß die Geschichte funktioniert, würde ich Ihnen unbedenklich die zwanzigtausend zahlen. So aber —“ er hob bedauernd die Schultern.

„Die Pläne sind fotografische Kopien der Hilgert überlassenen Originale,“ gab Wachtelmann zu bedenken.

„Das weiß ich genau,“ bestätigte Vengerski. „Einer von den Unseren hat die Pläne schon einmal in Händen gehabt. Leider hatte er keine Zeit,

sie zu kopieren. Dafür hat er aber auf jedem einzelnen Blatt ein schwer erkennbares Zeichen angebracht, das ich auf den Kopien wiedererkenne. Wenn das nicht wäre, würde ich Ihnen voraussichtlich keinen Pfennig bezahlen. So aber will ich immerhin fünfzehntausend riskieren.“

„Schade,“ sagte Wachtelmann und steckte die Pläne ein.

„Einen Augenblick.“ Vengerski war reichlich aufgeregt, so daß er lauter sprach, als es dem Ort der Unterhandlung angemessen war. Auf dem Podium zeigte sich eine junge Dame, die englische Songs zum Vortrag brachte. Einige der Gäste, die sich den Anschein gaben, als verstünden sie Englisch, zischten empört und veranlaßten so den Weihnachtsmann, dem nichts an unnötigem Aufsehen liegen konnte, zur Dämpfung seiner Stimme. „Einen Augenblick,“ begann er flüsternd von neuem. „Sie brauchen sich nicht einzubilden, daß wir die kleine Komödie im Bristol nicht durchschaut hätten. Uns ist vollkommen klar, daß der kleine Taschendiebstahl Komödie war, und daß Sie lediglich im Auftrage der jungen Dame hier mit uns verhandeln. Wir möchten Ihnen zu bedenken geben, daß Sie die Interessen der jungen Dame schlecht vertreten, wenn Sie auf unseren Vorschlag nicht eingehen. Da ich, wie bereits mehrfach erwähnt, Deutschland verlassen muß, wird das Geschäft überhaupt nicht zustande kommen, wenn wir uns hier nicht einig werden. Da für die Pläne kaum ein weiterer Abnehmer existieren dürfte, wird die von Ihnen vertretene Dame unter diesen Umständen völlig leer ausgehen.“

„Sie haben richtig erraten, daß ich hier nicht für mich verhandele. Mir sind daher die Hände gebunden. Ich kann Ihnen die Pläne nicht zu einem niedrigeren Preis überlassen, auch wenn ich es wollte.“

„Schade,“ sagte der Weihnachtsmann und nahm das Geldpaket, 'das er einmal überzählte, ehe er es in seinen Rock verschwinden ließ. „Wür-

den Sie mich bitte durchlassen. Ich empfehle mich, meine Herren.“

Wachtelmann hatte ihm Platz gemacht. Er fühlte sich nicht recht wohl, da er seinen ganzen wohldurchdachten Plan gefährdet sah. Er war bereits im Begriff, dem Weihnachtsmann nachzulaufen, aber Mecke hielt ihn zurück.

„Der ist gleich wieder da,“ beruhigte er Wachtelmann.

Mecke sollte recht behalten, denn kurz vor dem Ausgang zur Garderobe schwenkte Vengerski von seinem Weg ab, und statt den Saal zu verlassen, verschwand er in der Telefonzelle. Als der Konferencier die Pause angesagt

hatte und die Kapelle mit einem Schlagerpotpourri einsetzte, verließ Vengerski die Zelle und kam zum Tisch von Wachtelmann und Mecke zurück.

Vor der Telefonzelle gab es einen kleinen Zwischenfall, da zwei Anwärter bereit standen, von denen jeder behauptete, zuerst dagewesen zu sein. Nach einem kleinen Wortwechsel gelang es einem der Herren, in die Zelle einzudringen. Der andere, in dem Mecke seinen Chef, den ehemaligen Kriminalkommissar Willborn, erkannte, schien die Lust am Telefonieren verloren zu haben. Er ging zurück an seinen Tisch und verzichtete auch, als die Zelle wieder frei geworden war, auf das beabsichtigte Gespräch.

„Pech,“ bemerkte Mecke.

„Warum?“ fragte der ahnungslose Wachtelmann, indem er sich erhob, um Vengerski den Weg zu dessen Sessel freizugeben. Er erhielt keine Antwort.

Vengerski gab Wachtelmann schweigend sein Paket mit den Scheinen. Der Pianist zählte nach und gab es weiter an Mecke.

„Sind es noch dieselben?“ erkundigte er sich vorsichtshalber. Und als Mecke ihm dies nach kurzer Prüfung bestätigte, händigte er seinem Gegenüber die Pläne aus.

„Ich bin hier jetzt wohl überflüssig?“ erkundigte sich Mecke.

Wachtelmann bejahte, worauf Mecke sich mit einem Händedruck von dem Pianisten und einer knappen Verbeugung von dem Weihnachtsmann verabschiedete. Die Kapelle spielte: Das gibt's nur einmal!

Wachtelmann sang halblaut: „Das kommt nicht wieder!“

„Vielleicht doch,“ bemerkte der Weihnachtsmann.

„Was meinen Sie damit?“ „Ach nichts. Vielleicht sage ich Ihnen das später. Sie leisten mir doch noch ein wenig Gesellschaft? Mein Zug geht erst in einer halben Stunde.“

„Gern,“ sagte Wachtelmann. „Wenn ich nicht gewußt hätte, daß Sie von der Polizei gesucht werden, würde ich vielleicht nicht so ruhig sitzen bleiben,“ sagte Vengerski. „So aber dürften Sie wenig Interesse an der Benachrichtigung der Polizei durch Ihren Freund haben.“

„Gewiß,“ räumte Wachtelmann ein. „Ich habe übrigens angenommen, Sie würden das Geld selbst Ihrer charmanten Freundin überbringen wollen. Aber das dürfte wenig an der Geschichte ändern.“ „Wie meinen Sie das?“ Vengerski sah auf seine Uhr. „Das sage ich Ihnen in fünf Minuten, dann dürfte Ihr Freund bei Fräulein Wegener angelangt sein.“

„Wissen Sie denn die Adresse von Fräulein Wegener?“

„Zum mindesten weiß ich, wo sie sich zurzeit befindet.“

„Wollen Sie mir das verraten?“ „Gern. Ihre Freundin befindet sich bei Hilgert in der Schloßstraße. Wenn Hilgert ahnen würde, daß Sie inzwischen im Auftrage der hoffnungsvollen Dame Duplikate der Pläne auf den Markt warfen — —“

Nachdem die beiden schweigend einige Minuten der Musik gelauscht, erinnerte Wachtelmann:

„Die fünf Minuten sind um. Sie wollten mir übrigens — wenn ich nicht irre — etwas erzählen.“

„Gewiß,“ bestätigte Vengerski. „Vorher möchte ich Sie aber daran erinnern, daß Sie polizeilich gesucht werden. Es würde sich daher für Sie empfehlen, die Eröffnungen, die ich Ihnen zu machen habe, wie ein Mann zu tragen. Wenn Sie anfangen würden zu schreien, würde Ihnen das aller Voraussicht nach schlecht bekommen.“

„Ist es denn so schlimm, was Sie mir zu eröffnen haben?“

„Wie man's nimmt. Ich finde es ganz lustig.“

„Dann fangen Sie an.“

„Gern. Sehen Sie mal, junger Mann, Sie haben sich da auf eine gefährliche Sache eingelassen. Gestern nachmittag haben Sie bei Ihrem Besuch das letzte Wort gehabt. Aber es gibt ein Sprichwort: Wer zuletzt lacht — und so weiter. Das hätten Sie bedenken sollen, ehe Sie sich darauf einließen, mit uns Krieg zu führen. Heute bin ich der, der lacht. Sie hätten sich mit fünfzehntausend begnügen sollen.“

„Ich verstehe kein Wort.“

„Warten Sie ab! Sie werden noch mehr verstehen, als Ihnen lieb sein dürfte. Wissen Sie, warum ich vorhin in der Telefonzelle war?“

„Vermutlich wollten Sie ihr Aufstehen motivieren.“

„Sehen Sie, junger Mann, ich wußte, daß Sie sich mit dieser Vermutung beruhigen würden. Sie sind uns eben doch nicht gewachsen. Ich habe — jetzt kann ich es Ihnen verraten — in der Zelle eine kleine Notiz für den Herrn zurückgelassen, der nach mir in der Zelle war. Ich habe da der Vermutung schriftlich Ausdruck gegeben, daß Sie diesen schönen Saal bald verlassen würden, und ich habe den Herrn, der nach mir in die Zelle kam, gebeten, Ihnen in die Schloßstraße zu folgen und Ihnen in dem Treppenhaus, in dem ich die Ehre hatte, Sie kennenzulernen, ein Paket mit Scheinen abzunehmen.“

„Sie sind sehr liebeswürdig,“ stellte Wachtelmann fest, „leider haben Sie sich aber verrechnet, und ich sitze noch immer hier.“

„Aber das macht doch nichts,“ beruhigte Vengerski, „mein Mann war vollkommen auf der Höhe. Ich habe mich davon überzeugen können, daß er sich der veränderten Sachlage anzupassen wußte und Ihrem Freunde gefolgt ist. Ich nehme an, daß dieser inzwischen sein Geld schon losgeworden ist.“

„Du sollst nicht traurig sein!“ spielte schmachtend die Kapelle, und jetzt war es Vengerski, der halblaut den Text vor sich hin sang.

„Glauben Sie, daß Ihr Mann mit meinem Freund so ohne weiteres fertig geworden ist?“ fragte Wachtelmann.

„Mein Mann ist mit allen Hunden gehetzt,“ beruhigte ihn Vengerski.

„Mein Freund auch,“ versicherte Wachtelmann.

Inzwischen war der Conférencier wieder in Erscheinung getreten und kündigte das Auftreten eines bekannten Berliner Komikers an. und als dieser das Podium betreten hatte, holte Wachtelmann leicht erregt zum Gegenschlag aus.

„Glauben Sie wirklich, daß Sie es sind, der zuletzt lachen wird?“

„Warum denn nicht? Das Geld bekommen wir zurück, die Pläne sind in meiner Tasche, und Sie müssen Ihren Mund halten, weil Ihnen sonst die Polizei eher auf dem Halse sitzt, als Sie vermuten.“

„Wenn ich Ihnen aber nun verrate, daß die Pläne völlig wertlos sind?“

Irgend etwas im Tone Wachtelmanns mußte den Weihnachtsmann davon überzeugt haben, daß dieser die Wahrheit sagte. Er lief rot an und erhob sich langsam, sein Gegenüber mit großer innerer Erregung unverwandt anstarrend.

„Lang' mir mal die Zähne vom Nachttisch, ich will dich beißen,“ sagte in diesem Augenblick der Komiker mit ernster Miene auf dem Podium.

In der Lachsalve, die dieser Aufforderung folgte, erhob sich auch Wachtelmann. Er packte Vengerski an dessen Weste und brüllte:

„Sie haben mich bestohlen! Sie haben mich bestohlen!“

Einen Augenblick war es still in dem Saal, dann brach ein toller Aufruhr los.

„Sie sind verrückt!“ brüllte Vengerski.

„Polizei!“ brüllte Wachtelmann mit lauter Stimme.

Die gute Hälfte bemühte sich, an den Tisch der beiden Streitenden zu

gelangen. Vengerski hatte sich von Wachtelmann freimachen können. In Riesensätzen versuchte er, zum Ausgang zu gelangen. Er wurde sofort von einigen der Anwesenden gepackt, aber anderen erschien dieses Festhalten ungerechtfertigt, und es gelang diesen vorübergehend, Vengerski wieder frei zu bekommen. Aber schon tauchten neue Herren auf, die sich rechtzeitig um Vengerski kümmerten. Alles in allem war es eine regelrechte Keilerei, die sich da um den braven Weihnachtsmann entspann. Um Wachtelmann, der keinerlei Anstalten machte, den Saal zu verlassen, kümmerte sich anscheinend niemand. Die Prügelei fand ihr Ende, als vom Ausgang her eine ruhige, durchdringende Stimme deutlich zu vernehmen war:

„Kriminalpolizei. Niemand verläßt den Saal!“

„Jetzt trat Ruhe ein. Vengerski war dicht umringt von einer Schar kräftiger Männer, und alles schaute erwartungsvoll auf den Herrn, dessen Stimme die beruhigende Wirkung ausgelöst hatte. Der Herr kam langsam näher. Er wandte sich an Vengerski, der in seiner Nähe stand:

„Was geht hier vor?“

„Der Kerl ist verrückt geworden.“ Er zeigte auf Wachtelmann. „Er beschuldigt mich eines Diebstahls.“

„Was ist Ihnen denn gestohlen worden?“ wandte sich der Herr an Wachtelmann, dem die Hornbrille auf der Nase des Herrn von der Kriminalpolizei sehr merkwürdig bekannt vorkam.

„Darüber möchte ich hier keine Auskunft geben.“

„Dann muß ich Sie beide bitten, mir zu folgen,“ entschied der Mann mit der Hornbrille, und sowohl Wachtelmann als auch der von ihm Beschuldigte schienen mit dieser Lösung, die kurz getroffen war, einver-



standen zu sein.

Man machte dem Mann mit der Hornbrille und den Beiden ihm folgenden den Weg zum Ausgang frei. Dabei gelang es einigen der Männer, die sich aktiv an der Prügelei beteiligt hatten, vor den dreien am Ausgang anzulangen.

„Guten Tag, Herr Kollege,“ Kommissar a. D. Willborn vertrat dem Mann mit der Hornbrille den Weg. Zugleich bildete sich ein Kreis um den Mann mit der Brille und sein Gefolge. „Darf ich mich Ihnen vorstellen: Willborn ist mein Name. Ich war lange beim Präsidium, und ich wundere mich, daß ich noch nicht das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen.“

„Ich bin erst kurze Zeit in Berlin. Maßmann ist mein Name.“

„Darf ich Sie um Ihren Ausweis bitten, Herr Kollege?“ In diesem Augenblick machten der Weihnachtsmann und sein Getreuer in der Hornbrille einen letzten Versuch freizukommen. Aber es war zu spät. Die um sie herum versammelten „Argonauten“ des Herrn Willborn hatten mit einem Male Revolver in den Händen und hinderten nicht nur die beiden, sondern auch die Herren, die sich vor dem Auftreten des Mannes mit der Hornbrille für ein Freikommen Vengerskis eingesetzt hatten, an unbefugtem Verlassen des Saales.

Wenige Minuten später traf ein Überfallkommando ein. Vengerski, Wachtelmann und der Mann mit der Hornbrille wurden in den Vorraum gebracht und in einer Ecke unter sicherer Bedeckung aufgestellt, während sich das Überfallkommando für die übrigen Gäste des Kabarettts interessierte. Fünf dieser Herren hatten keine zufriedenstellenden Papiere bei sich und mußten daher zu den dreien in die Ecke.

„Werden Sie die Leute jetzt abtransportieren?“ erkundigte sich Willborn bei dem Polizeioffizier, der das Überfallkommando führte.

„Ich habe Befehl, das Eintreffen von Kriminalrat Wetzlaff abzuwarten,“ erklärte dieser.

„Kriminalrat Wetzlaff muß jeden Augenblick hier eintreffen.“

Vengerski hatte bei seinem letzten Fluchtversuch eine seiner Koteletten verloren, und da außerdem sein Schnurrbart nicht mehr recht gerade saß, und auch seine Kleidung reichlich ramponiert war, bot er keinen übertrieben erfreulichen Anblick. Allerdings schien er sich allmählich zu beruhigen und in sein jetzt offenbar unvermeidliches Schicksal zu fügen. Auch als der Mann mit der Hornbrille ihm auf seine Frage nach dem Mann mit dem Gelde gestand, daß dieser ihm entkommen war, nahm er dieses mit Fassung entgegen. Wachtelmann, der sowohl Frage als auch Antwort gehört, konnte sich nicht enthalten zu fragen: „Wer lacht denn nun eigentlich zuletzt?“

„Die Polizei, Sie Esel!“ antwortet Vengerski, „die hat jetzt uns beide und läßt uns so schnell nicht los!“

„Seien Sie ohne Sorge,“ beruhigte ihn Wachtelmann, „mich wird man nicht lange behalten. Ich habe für mich keine Angst vor der Polizei.“

„Haben Sie auch für Fräulein Wegener keine Angst?“

„Nein, die Polizei wird Fräulein Wegener nichts tun!“

„Vielleicht aber jemand anders,“ bemerkte Vengerski.

„Wem denn?“

„Ich weiß nicht. Aber wenn meine Leute auf dem Posten waren, dann haben Sie sich doch etwas verrechnet; es hätte anders kommen sollen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ehlers, sorgen Sie dafür, daß die Gefangenen nicht miteinander sprechen!“ rief der Führer des Überfallkommandos einem der bei den Festgenommenen stehenden Polizeibeamten zu.

Wachtelmann war unruhig geworden. Bettelnd sah er auf den jetzt still gewordenen Weihnachtsmann.

Zweifellos wollte dieser dem Pianisten keinen Gefallen tun, sondern statt dessen seine Unruhe und Angst nur vergrößern, als er sich dicht an Wachtelmann herandrängt und flüsterte:

„Sie wissen, daß ich die Adresse Ihrer Freundin kenne. Meine Leute haben den Auftrag, wenn hier nicht alles klappt, sich der jungen Dame zu bemächtigen. Wenn der brave Herr Hilgert nicht zu Hause ist, dürfte das keine Schwierigkeiten bereiten. Es ist immer gut, wenn man in solchen Fällen eine Geisel hat.“

Den Schluß hörte Wachtelmann aber nicht mehr. Er hatte den Kreis der die Gefangenen umringenden Beamten durchbrochen und war glücklich bis zum Ausgang nach der Straße vorgedrungen. Dort allerdings ereilte ihn das unausbleibliche Schicksal. Die am Ausgang postierenden Beamten konnten sich leicht seiner bemächtigen und hielten ihn mit festen Armen, als von der Straße her drei Herren schnellen Schrittes mit ruhiger Miene den Kampfplatz betraten.

Zwei dieser Herren waren Wachtelmann bekannt, es waren sein Freund Golle und Hilgert. Dem dritten eilte der Führer des Überfallkommandos entgegen, um seine Meldung zu erstatten. Der Herr wink-

te aber ab und näherte sich der Gruppe der Gefangenen, die von allen Beamten umringt waren.

„Ein voller Fang,“ stellte er fest. „Viele Bekannte. Vor allem aber auch der große Unbekannte. Endlich.“ Freundlich nickte er Vengerski zu. „Es hat lange genug gedauert, mein Lieber. Aber was lange währt, wird gut. Und für Sie wird es auch lange werden. Ich rechne für Sie mit fünf Jahren Zuchthaus, wenn nicht länger.“

„Hol Sie der Teufel!“ fluchte Vengerski mit verbissener Stimme.

„Aber aber,“ beschwichtigte der höfliche Herr und sah sich um.

„Wer ist denn das?“ fragte er, auf Wachtelmann zeigend.

„Das ist mein Freund Wachtelmann, Herr Kriminalrat,“ erklärte Golle.

„Ach, das freut mich. Lassen Sie den Herrn los,“ wandte der Kriminalrat sich an die Wachtelmann haltenden Beamten. Eine Sekunde, nachdem dieser Befehl ausgeführt worden war, befand sich Wachtelmann auf der Straße .

Er hatte bedingungslos alles, was der Weihnachtsmann ihm zugeflüstert hatte, geglaubt. Auf den Gedanken, daß dieser bluffen könnte, war er nicht gekommen. Er wählte Lotte in Gefahr und hatte nur den einen Gedanken, so schnell wie möglich in die Schloßstraße zu kommen. Einen Wagen, er brauchte unbedingt einen Wagen! Vor dem Kabarett stand ein offener Zweisitzer, in dem sich eine Dame befand. Der Platz am Steuer war leer. Im nächsten Augenblick hatte Wachtelmann diesen Platz eingenommen. Auf die Dame konnte er keine Rücksicht nehmen, er konnte ihr später alles erklären. Er nahm sich nicht einmal die Zeit, sich die Dame anzusehen. Der Schlüssel steckte zum Glück in der Sicherung, und so sauste der Wagen bereits um die nächste Ecke,

als Golle, der seinem Freunde nicht so schnell aus dem Kabarett gefolgt war, nach allen Seiten Umschau haltend, die Straße betrat.

An der Ecke Nürnberger- und Tautenzienstraße wurde der von Wachtelmann gesteuerte Wagen zum erstenmal aufgeschrieben, schon an der Gedächtniskirche zum zweitenmal. Das Tempo, das Wachtelmann inmitten der Stadt aus dem Wagen herauszuholen wagte, war beängstigend. Da er sich außerdem um keines der Lichtsignale bekümmerte, war es höchst verwunderlich, daß die rasende Jagd bis in die Hardenbergstraße ohne jeden Unfall fortgesetzt werden konnte. Inzwischen wurde dem rasenden Fahrer das Verhalten der neben ihm sitzenden Dame unheimlich. Er hatte erwartet, daß sie in irgendeiner Weise von seinem Auftauchen Notiz nehmen, ihn etwa anbrüllen oder um Hilfe schreien würde. Er war zwar entschlossen, auf etwas Derartiges keine Rücksicht zu nehmen, aber daß die Dame neben ihm keinerlei Notiz von ihm nahm, war doch sonderbar. Als er daher vor sich bis zur nächsten Ecke freie Bahn sah, wagte er, ohne darum sein Tempo zu verlangsamen, einen Seitenblick. Nicht wenig erstaunt richtete er sich empor.

Neben ihm saß Lotte, die ein wenig verängstigt aussah, doch sogleich lächelte, als sie ihn ansah.

Wachtelmann brachte den Wagen zum Halten.

„Bist du eigentlich verrückt geworden, erkundigte sich Lotte.

„Ja,“ sagte Wachtelmann, und trotz seiner maßlosen Verwirrung war es ihm nicht entgangen, daß Lotte „Du“ zu ihm gesagt hatte.

„Hier können wir nicht stehen bleiben,“ stellte Lotte fest, und sie hatte recht. Der Wagen war inmitten einer Straßenkreuzung zum Halten ge-

bracht worden und versperrte verschiedenen bereits wild hupenden Wagen den Weg. Außerdem setzte sich bereits ein Verkehrsschutzmann in Richtung Wachtelmann in Marsch.

Wachtelmann brachte den Wagen wieder in Bewegung, und jetzt war es ein höchst vernünftiges Tempo, bei dem man sich sogar in Ruhe unterhalten konnte, ohne damit sein Leben zu riskieren.

Wachtelmann fuhr durch die Bismarckstraße, immer noch die Richtung nach der Schloßstraße einhaltend, obwohl dies jetzt wenig Sinn zu haben schien. Auch die Frage, die er an Lotte richtete, hatte wohl etwas wenig Sinn:

„Du bist nicht bei Hilgert?“ fragte er.

„Nein,“ gab Lotte bereitwilligst Auskunft. „Ich habe von Hilgert gehört, was geplant war, und ich wollte wenigstens in der Nähe sein. Dein Freund Golle war so nett, mich in seinem Wagen mitzunehmen.“

„Hat Mecke dir das Geld gebracht?“ fragte Wachtelmann weiter.

„Gewiß. Er hat mich getroffen und mir das Geld gegeben. Ich habe es inzwischen schon weitergegeben.“

Das verstand Wachtelmann nicht ganz. Aber zunächst mußte er doch etwas anderes fragen.

„Hat Hilgert dir von unserer Vereinbarung erzählt?“

„Gewiß.“ Jetzt lachte Lotte fröhlich. „Hilgert wird meinem Bruder als seinen Angestellten ausgeben und wird erklären, daß ich meinem Bruder nur geholfen habe, deinen Weihnachtsmann, hinter dem Hilgert und der Kriminalrat Wetzlaff schon lange sind, zur Strecke zu bringen.“

Hilgert wird aussagen, daß die ganze Geschichte mit den T-Strahlen nur zum Zweck erfunden worden ist, den Weihnachtsmann aus seiner Reserve herauszulocken. Im übrigen bist du wohl reichlich dumm.“

„Warum denn das?“

„Weil du noch immer nicht gemerkt hast, das all das, was Hilgert aussagen wird, wirklich wahr ist.“

Rücksichtslos trat Wachtelmann auf die Bremsen und mit einem Ruck hielt der Wagen. Rücksichtslos versuchte Wachtelmann, seine Nachbarin am hellen Tage mitten auf den Mund zu küssen. Ganz gelang ihm das freilich nicht, er erwischte nur die Nasenspitze. Das konnte aber der Verkehrsschutzmann, der ihn aufschrieb, weil er den Wagen wieder unvorschriftsmäßigerweise an einer Straßenkreuzung zum Halten gebracht hatte, nicht als mildernden Umstand ansehen.

Ende.